Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 16 (1934)

Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 20. April 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Im Beisein der neuen Bundesräte hat der **Bundesrat** zu Ende der letzten Woche die neue **Departementsverteilung** vollzogen: Bundesrat Meyer übernimmt als prädestinierter Nachfolger von Bundesrat Musy das Finanzdepartement, sein bisher innegehabtes Departement des Innern geht an Bundesrat Etter, während Bundesrat Baumann als gegebener Nachfolger für Bundesrat Häberlin das Justizdepartement übernimmt.

Zu der vom Bund vermittelten **Finanzhilfe** an den Kanton **Genf** bzw. die Regierung Nicole ist noch nachzutragen, daß sich dieselbe wenn auch zur beiderseitigen Zufriedenheit, so doch nicht ohne wesentliche Garantien vollzogen hat: Der Bund hat sich dabei eine weitgehende Finanzaufsicht über den Kanton Genf gesichert und letzterer hat somit eine ziemliche Einschränkung seiner Souveränität auf sich nehmen müssen. Es gibt, wie man sich wohl vorstellen kann, manche, die das der Regierung Nicole herzlich gönnen.

Gegen eine **Totalrevision der Bundesverfassung** machen sich bereits starke Bedenken geltend. Der Schweiz. Gewerkschaftsbund warnt seine Mitglieder vor der Unterzeichnung der Initiative, die Revision bringe dem Schweizervolk nicht Arbeit und Brot, sondern einen Kampf um Formeln und Schlagwörter. Bei dem gegenwärtigen Wirrwarr an politischen Meinungen könnte dieser Kampf selbst nach vielen Jahren zu keinem positiven Ergebnis führen, dagegen würde er die rasche Lösung der dringendsten Aufgaben wie Arbeitsbeschaffung, Ueberwindung der Krise usw. verunmöglichen. Aehnliche Bedenken hört man auch von bürgerlicher Seite.

Der Bundesrat hat kürzlich ein **Pressenotrecht** gegen den Mißbrauch der Pressefreiheit erlassen, um damit krasse injuriöse Uebergriffe besonders gegenüber fremden Regierungen, Staatsmännern und Völkern unterdrücken zu können. Die Interessenten der Presse hatten darob dem Bundesrat ihre Besorgnis ausgedrückt und die Schaffung einer Konsultativkommission aus Vertretern der Presse angeregt. Der Bundesrat fand aber, daß die Fälle meist so klar liegen, daß es einer solchen Kommission kaum bedürfe, in Grenz- und Zweifelsfällen könnten immerhin Pressevertreter beigezogen werden.

Die **Mustermesse** hat mit einem großen Erfolg abgeschlossen, der Andrang war weit über Erwarten groß, und was die Hauptsache ist, auch die Aussteller betonen, daß ihre Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern zum großen Teil noch übertroffen worden seien.

In Zürich und Winterthur haben letzten Sonntag **Wahlen** stattgefunden, die die Oeffentlichkeit stark beschäftigten. In Winterthur versuchte die Sozialdemokratie in den Stadtratswahlen die Mehrheit zu erreichen, drang damit aber nicht durch, und in Zürich wurde bei den Pfarrwahlen aus Offiziers- und frontistischen Kreisen für die Wegwahl der pazifistischen Pfarrer agitiert, aber umsonst. Die betreffenden Pfarrer sind mit starken Mehrheiten in ihren Aemtern bestätigt worden.

Ausland.

Die **Abrüstungsfrage** hat — das muß man heute mit ganz schwerem Herzen feststellen — unerwartet eine sehr schlimme Wendung genommen. Unsere Leserinnen erinnern sich, daß England (und mit ihm natürlich auch Frankreich) sich wegen der beträchtlichen Erhöhung des deutschen Militärbudgets benachrichtigt und deshalb einen Schritt bei der deutschen Regierung unternahm. Deren Antwort nun aber verwochte nicht, Englands und erst recht nicht Frankreichs Befürchtungen zu zerstreuen: „Die erhaltenen Erklärungen", heißt es in der französischen Rückäußerung an England, „bedeuten weniger eine Rechtfertigung als eine Bestätigung" — eine Bestätigung natürlich der deutschen Aufrüstung, die ja allerdings mit dieser enormen Budgeterhöhung auch glatt eingestanden wird.

Statt daß nun Frankreich an England die erwartete klare Auskunft geben würde, was es unter Vollzugsgarantien verstehe und in welchem Umfange es sie als unerläßlich erachte, erklärte es unter dem Eindruck der obengenannten deutschen Antwort, daß es ihm unmöglich sei, der von England vorgeschlagenen Konvention, die die deutsche Aufrüstung legalisiere, ihm selbst aber Abrüstung zumute, beizustimmen, selbst auch dann nicht, wenn England die notwendigen Durchführungsmaßnahmen garantiere. Denn die deutsche Regierung habe mit ihrer Antwort bewiesen, daß sie, ohne das Ergebnis der schwebenden Verhandlungen abzuwarten und in Mißachtung der Friedensverträge, ihren Entschluß zur Abrüstung und in Grenzen, die sie sich selbst gebe, durchzwingen wolle. Das aber veranlasse Frankreich zu äußerster Vorsicht. Im übrigen aber sei es nun Sache der Abrüstungskonferenz, ihre Arbeiten da wieder aufzunehmen, wo sie sie letzten Herbst abgebrochen habe, um die Auseinandersetzung den Großmächten zu überlassen

Man muß nun schon ganz naiv sein, wenn man hoffen wollte, daß die Abrüstungskonferenz das nun fertigbringen werde, was der Meinungsaustausch der Großmächte nicht zustande brachte. So ganz unsagbar schwer es einem fällt: Die Abrüstungskonferenz muß, wenn nicht ein Wunder geschieht, als gescheitert betrachtet werden. Es ist der tragische Geltungswille, die tragische Angst der beiden großen Kulturstaaten Frankreich und Deutschland voneinander, die unser Europa in den Abgrund des Rüstungswettlaufs und damit eines neuen Krieges zu reißen droht.

Dieser schwerwiegende Entscheid der französischen Regierung überschattet alles andere, was sonst an politischen Ereignissen der Woche etwa noch erwähnenswert wäre: Eine **Denkschrift der kleinen Staaten** Dänemark, der Niederlande, Norwegen, Schweden, Spanien und unserer Schweiz, in der sich diese für eine beschränkte Herabsetzung der Rüstungen mit einer beschränkten Aufrüstung (Deutschlands) einsetzen; eine **Wendung im deutschen Kirchenstreit,** wo Reichsbischof Müller seine drakonischen Verfügungen gegen die opponierenden deutschen Pfarrer aufgehoben hat; die **Verschärfung der polnisch-tschechoslowakischen Spannung,** wo den Sportverbänden von den Regierungen die gegenseitige Teilnahme an sportlichen Veranstaltungen verunmöglicht wird; die Aufdeckung eines **Militärkomplotts** zur Ermordung der **rumänischen Königsfamilie** und zum faszistischen Umsturz, das, erst von der Regierung vertuscht, nun aber durch die Untersuchung doch klar erwiesen ist; ein Kurswechsel der **britischen Politik** in Indien, wo Gandhi sich von der Ungehorsamkeitsbewegung zurückgezogen hat usw. — alles dies wird wie gesagt überschattet von der einen großen Sorge um das Schicksal der Abrüstung.

Das junge Mädchen.

Seine Stellung zu sich selbst, zu Familie und Beruf.

Letzte Woche fand in Ermatingen ein Ferienkurs statt, den die drei Schweizerischen Vereine der Lehrerinnen, Arbeitslehrerinnen und Hauswirtschaftsund Gewerbelehrerinnen veranstaltet hatten. 130 Teilnehmerinnen besuchten diesen „Einführungskurs zum Unterricht in Lebenskunde". Auszugsweise seien hier dem Vortrag von Emmi Bloch, Zürich, einige Ausführungen entnommen:

Nach einführenden Bemerkungen über die Mannigfaltigkeit, die Verschiedenheiten, die es nicht erlauben, daß man in Verallgemeinerungen „das junge Mädchen" beschreibt, werden einige Grundzüge festgehalten, welche doch den jungen Mädchen, soweit sie als Schülerinnen für das Fach Lebenskunde in Frage kommen, gemeinsam sind.

Gemeinsam ist ihnen, die zumeist Lehrmädchen, junge Arbeiterinnen oder auch Hausangestellte sind (Schülerinnen von Gewerbeschulen oder obligatorischen und freiwilligen hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen) die festgeregelte Arbeitszeit, die täglich 8—9 Stunden praktischer Arbeit von ihnen verlangt. Gemeinsam ist ihnen auch die intensiver gewordene Wendung nach außen: weg von der Familie, hin zu den unbekannten Möglichkeiten, was als froh begrüßte Abwechslung oder auch als drohend wartende Gefährdung empfunden werden kann.

Gemeinsam ist ihnen vor allem dies: sie können alle aus vollem Herzen das Lied zusammen singen: „Wir sind jung, und das ist schön!" Gemeinsam ist die Altersstufe der 15—20-Jährigen. Und was ersehen wir daraus? Sie stehen in dem

Zwischenreich,

wo sie nicht mehr Kinder und noch nicht Erwachsene sind. Und damit unterstehen sie gemeinsam gewissen Entwicklungen, die für Körper, Seele und Geist gleichermaßen bedeutsam sind. (Es erübrigt sich wohl, in diesem Kreise an die bekannten körperlichen Erscheinungen des Pubertätsalters zu erinnern, nur sei darauf hingewiesen, daß manche Müdigkeit, manche Unausgeglichenheit der Stimmung auf dies Konto zu setzen sein wird.) Wir sehen, daß das junge Mädchen dieser Altersstufe seine besonderen Nöte, seine besonderen Freuden und seine besonderen Aufgaben hat.

Nicht mehr Kind, noch nicht Erwachsener! Es ist die Zeit der Loslösung von den Eltern, soweit man als Kind von ihnen geleitet und betreut wurde. Man verlangt und sucht mehr Freiheit und Unabhängigkeit, dafür aber wird einem mehr Verantwortlichkeit auferlegt. Schritt für Schritt gehen diese beiden Verwandlungen neben- und miteinander.

Jede neue Freiheit ist Lust, jede neue Verantwortlichkeit ist Last! Die Loslösung von der elterlichen Autorität wird erhofft, wenn es sein muß, auch erstritten — aber im Maße, da man sich dieser Autorität entzieht, im gleichen Maße wächst die Verpflichtung, nun selbst einzustehen für die eigenen Schritte und ihre Folgen.

Der junge Mensch in dieser Altersstufe will ein „Ich" werden. Er will — er muß ja auch — die rein kindliche Bindung an die Eltern durchbrechen, er darf und kann nicht „das Kind" bleiben. Verbote und Erlaubnis der Eltern haben zwar noch Gültigkeit (sollten es jedenfalls) in großen Fragen, aber so nach und nach muß der erwachsene Mensch Verbot und Erlaubnis sich selbst erteilen. Es tritt die

Selbsterziehung

weitgehend an Stelle der Elternerziehung, des „erzogen-werdens". Und mit der Selbsterziehung erwächst dem teils noch kindlichen Menschen die nicht leichte Aufgabe der Selbst-Verantwortung. Ein Appell an das Ich, an seine besten Kräfte, ist unerläßlich und doch soll die feine Grenzlinie nicht überschritten werden, die nach wie vor die Kompetenzen der Eltern oder vertrauenswürdiger Erzieher umschließt. Wahrlich, keine leichte Situation! Und wir dürfen denn auch diesen Jubelruf „wir sind jung und das ist schön" nicht allzu laut erwarten. Vielen, sehr vielen bringen diese Jahre starken Kraftverbrauch und es sind oft erst die Jahre nach dem 20. Altersjahr, die so recht bewußte Freude am Jung- und Starksein aufkommen lassen.

Denn, die „Stellung zu sich selbst" ist nicht, in den wenigsten Fällen ein sicheres Schreiten auf ein gut sichtbares Ziel hin. Viel deutlicher ist meistens das Wissen um die Notwendigkeit der Loslösung oder doch der Wunsch dazu. Weniger klar umschrieben ist dies „Ich", das man werden soll. Wohl wird es seine Richtigkeit haben mit dem Rückertschen Spruch: „Ein Jeder trägt im Innern sehnsuchtsvoll das Bildnis dessen, was er werden soll." Aber dies innere Bild ist meist ein verschleiertes Bild, nicht aussprechbar und ohne feste Kontur, daher auch nicht leicht erklärbar und vertretbar vor denen, vor denen man sich rechtfertigen soll in seinem Selbständigkeitsdrange, vor den Eltern.

Mir ist aus dem Tagebuch einer 18jährigen der Spruch bekannt: „Mein Wunsch ist gehen, allen geben, und meine große Sehnsucht: Leben, leben." Diese sich vorbereitende Haltung, die hingabe leisten möchte und im „Leben" die eigene Daseinsbejahung sucht und erwartet, dürfte wohl für manches junge Mädchen symptomatisch sein (natürlich läßt sie sich viel unromantischer ausdrücken, man will „etwas vom Leben haben", „nicht am Leben vorbei leben", u. s. f.) Aber sein fehlt selten, die Mädchen, die innere Sicherheit und Mut genug haben, offen zu ihrem Wesentlichsten zu stehen. Meistens hat unrichtige Erziehung schon das ihre getan, daß innerlich Wahres verdeckt und manches Unwahre dafür zur Schau getragen wird. Und — schlimm genug — vielen Mädchen ist selbst nicht möglich, ob all dem Unwahren, das sie angenommen, ihr Wahres in instinktiver Sicherheit noch zu bewahren und zu erkennen.

Welch eine sonderbare Skala von Selbstdarstellung, die oft Selbsttäuschung ist, zeigt sich da: freches Gebaren verdeckt große innere Unsicherheit, Stille täuscht Langweiligkeit vor, Zerfahrenheit kann Zeichen sein für starkes Beschäftigtsein mit irgend einer bestimmten Person oder Situation, Gleichgültigkeit, die zur Schau getragen wird, kann erfahrene Enttäuschungen überdecken etc. etc. Wie wohltuend wirken in einer Klasse die Schülerinnen, deren natürlich-freies Wesen auf inneres Gleichgewicht schließen läßt. Aber nicht wertend, als besten Wert stellen wir diese Art Mädchen in letzter Linie vor uns hin. Oft kann ja ein auffallend sich benehmendes, ein störendes Element, in seinen Anlagen ebenso wertvoll sein, wie ein Musterkind. Dann heißt es eben, die Ursachen seiner Absonderlichkeiten herauszufinden, den „Stein des Anstoßes" wenn möglich zu beseitigen.

.... In der

eigenen Familie

sind es wohl zumeist die beginnenden Gegensätze alt zu jung, die schon erwähnten Lösungsprozesse, die zu schaffen machen. Wir gehen aber fehl, wenn wir glauben, daß überall große Spannung zwischen Töchtern und Eltern herrsche. Wir haben vernünftige, einsichtige Eltern, die die Zügel ganz bewußt und in richtigem Maße und zur rechten Zeit zu lockern beginnen, wir haben auch doxile, sanfte Mädchen, denen gar nicht einfällt, wider den Stachel zu löcken. Immer aber, gewiß in jeder Schulklasse, sind einige, bei denen die eingangs erwähnten Spannungen eine mehr oder weniger bedeutsame Rolle spielen. Und das traurigere — immer auch treffen wir Mädchen, die in zerrütteten Familien aufgewachsen sind, die frühzeitig ernst und ge-

In einer Schule wird allerlei ausgesäet, aber was aus jedem Samenkorn wird, welch' eine Pflanze, welch' ein Baum, und welche Früchte Pflanze und Baum tragen, das lehrt das Leben.

Jeremias Gotthelf

„Das sollten Mütter nicht."

Von Johanna Siebel.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause.

Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Als sie an seine Tür geklopft, hat er nicht aufgemacht; auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand in dem Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?"

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschlichen, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Doch der schläft süß und friedsam fest und merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die auf leisen, unheimlichen Sohlen durch das Haus huscht und niederkauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zumute. Wenn ihr nur wer sagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein „klein Mädchen" nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, das glühende Köpfchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldiges Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb."

Meta ist allabendlich der Post entgegengelaufen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, bachdurchmurmelte Talgelände windet. Sie hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerschütterung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam und ist erschauernd und enttäuscht nach Hause gekehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holprige, gebuckelte Pflaster des Städtchens gerumpelt. Sie hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Unsere Mutter, sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!"

„Ob wohl Tante Marie etwas von Mama weiß?" grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, sie ist ja Mamas liebste Freundin!"

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Anna gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Nein, ist es möglich? — Wer hätte das von der Frau gedacht, so gut wie sie zu einem war!"

„Was ist denn nur?", denkt Meta und wagt vor lauter Bangigkeit kaum zu fragen: „Was hast du denn Anna, was ist nur?"

Anna seht mit einem schweren Ruck die Petroleumkanne nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Nein, Metachen, das kann ich dir wahrhaftig nicht sagen, das bringe ich nicht übers Herz, du armes Kind, du kleines, verlassenes Stümpchen!" Anna schneuzt sich die Nase und fügt energischer hinzu: „Es geht mich ja auch gar nichts an; aber es wird wohl so sein, wenn es auch weiß Gott eine schwere Sünde ist. Doch so kleine Mädchen wie du verstehen so was noch nicht, und das ist auch gut so. Es soll in dem Brief gestanden haben, den der Herr heute früh oder gestern abend gekriegt hat. Ich meine, ich hätte es gefühlt, daß es ein Unglück gibt. . . ."

Meta ist durch Annas Reden nicht klüger geworden, wohl aber bewirrter. Sie schüttelt verlegen das Köpfchen, wagt nicht weiter zu fragen, und als Anna mit neuem schweren Seufzen sich an die Arbeit begibt, beeilt sich Meta, das Haus zu verlassen.

Sie läuft durch die lange Hauptstraße des Städtchens; die Frühlingssonne flimmert warm auf den grauen Pflastersteinen. Die Maulbeerbäume in den vereinzelten Hausergärten, deren moos- und löwenzahnbedeckte Mauern die Straßen begrenzen, duften in herber Würzigkeit.

Einmal hört Meta, wie eine Frau zu einer andern sagt: „Sieh mal, ist das nicht Karl Webers Metachen? Das arme Kind! Und der arme kleine Junge! Wie alt mag der wohl sein? Warte mal: voriges Jahr im Mai ist unser Huldchen geboren; ja, dann wird das wohl stimmen, dann wird das Jüngelchen jetzt auch ein Jahr sein. Nein, wie kann man es nur übers Herz bringen! Zwei so kleine Würmchen! Das Mädchen da ist auch nicht mehr als acht Jahre! Aber die hatte ein paar Augen im Kopf! Das sah man der schon an, das war eine Sirene, oder wie man das nennt; im Blättchen war mal so eine Geschichte . . . Das Biest!"

„Ja, ich habe es auch immer gesagt," nickt die andere.

Meta läuft weiter, drängt trotz aller herzklopfenden Begier mehr zu wissen fort aus der Hörweite der Frauen.

Wenn sie nur erst bei Tante Marie ist, wenn sie nur erst den Kopf an deren liebewarmes Herz legen kann!

Nun stolpert Meta die große steinerne Treppe zu Tante Mariens Haus hinan.

Nun ist sie im Kinderzimmer.

„Wo ist die Tante?" fragt sie Fritz und Mariechen.

„Im Schlafzimmer", sagen die beiden Kinder und schauen Meta groß und neugierig und ein wenig verlegen, ja unsicher an. „Deine Tante Malchen ist bei ihr", fügen sie hastig hinzu, als Meta schnell die Klinke zur Schlafzimmertür niederdrücken will. „Tante Malchen?" murmelt das Kind in schmerzlicher Enttäuschung und löst die Hand von der Klinke.

„Und unsere Mama ist krank", fährt Mariechen wichtig und altklug fort und schaut die kleine Meta immer forschender und neugieriger an, als wäre das Kind von gestern auf heute etwas Besonderes, Außergewöhnliches und Merkwürdiges geworden. „Weißt du, es ist wegen deiner Mama, da hat sie Kopfschmerzen bekommen. . . ." Kindergrausam fügt sie hinzu: „Es darf niemand zu unserer Mama."

Seit Meta weiß, daß Tante Malchen da drinnen ist, hat sie gar nicht den Wunsch mehr, die Schlafzimmertür zu öffnen.

Sie nähert das Ohr dem Schlüsselloch: „Seid still!" bittet sie die Kinder. Meta weiß, daß es häßlich ist, zu horchen. Doch sie kann nicht anders. Sie muß zu oder so wissen, was sich ereignet hat. Die Spannung ihrer kleinen ahnungsschweren Seele ist zu groß geworden.

„O bitte, seid doch still!" raunt sie jetzt in flehender Erregtheit den spielenden Kindern zu. „Ich muß hören, was die da drinnen sagen... Wirklich, ich muß."

drückt wurden und zu große Lasten mit den Eltern tragen müssen oder die jegliche Bindung längst verloren haben, weil unfähige Eltern sie abtießen oder allzu früh zur Selbständigkeit entließen.

Oft spüren wir es mehr, als daß wir es wissen können, oft ist uns aber auch bekannt, daß die familiären Verhältnisse sehr bitter sind, da braucht es denn Takt und Einfühlung, um keines der Mädchen sich zu entfremden dadurch, daß man seiner Lage zu wenig Verständnis entgegenbringe.

Manches wäre auch zu sagen über die Einstellung der Geschwister zu einander. Ob die Schülerin Aelteste oder Jüngste ist, beeinflußt allenfalls ihren Charakter, Alleinkinder haben ihre Sonderbarkeiten. Wichtig ist, wie Brüder und Schwestern zusammen erzogen werden. (Ueberbelastung der Mädchen mit Hausarbeit in der Freizeit, größere Bewegungsfreiheit für den Bruder usf.) Wissen wir doch genugsam, wie oft durch Fehler der Erzieher, durch Benachteiligungen Minderwertigkeitsgefühle gezüchtet werden.

Von der Einstellung zur zukünftigen Familie sei noch einiges gesagt im Zusammenhang mit der Stellung des Mädchens zur Berufsarbeit.

Die Einstellung des Menschen zur Arbeit überhaupt kann uns viel über sein Wesen, seine Weltanschauung verraten. Beim Jugendlichen ist diese Einstellung oft mehr unbewußt. Man tut eben seine Pflicht, geht eben den einmal betretenen Weg, oder dann ist es mehr eine theoretische Ueberlegung: man hat gute Vorsätze für einen Weg, der erst noch zur Erfahrung werden soll. Es ist gerade dies wohl die Haltung vieler Mädchen beim Beginn der Lehre. Zaghaft und erwartungsvoll kommen sie zum Schauplatz ihrer beruflichen Erfahrungen („Schüchtern betrat ich das erste Geschäft meines Lebens" hieß es einmal in einem Schulaufsatz.)

Unklar sind die Vorstellungen vom Arbeitsleben, das sie erwartet, unklar infolgedessen auch die Vorsätze, die Sache zu leisten.

Was sagen unsere Mädchen, wenn wir sie fragen: „Wozu Berufstüchtigkeit?"

Zuerst die prompte Antwort: man muß, man will verdienen, dadurch den Eltern helfen oder sich selbständig machen. Erst in zweiter Linie kommt Freude an der speziellen Leistung, am gewählten Beruf; der Wunsch, der Ehrgeiz, darin etwas Besonderes zu leisten.

Es ist, als hätte die Fantasie sich noch nicht des Berufsweges bemächtigt, hat sie doch auf dem Gebiet der persönlichen Wünsche vorerst einen großen Tummelplatz. Vergessen wir nicht, daß es zur Leistung dieser Altersgruppe gehört, aus dem Familienverband zum selbständigen Ich zu erwachsen, daß da die zum Teil kindliche Vorstellungswelt noch besteht, die zunächst einmal verwandelt werden muß durch eine Art von Selbstbehauptung, die noch viel des Kindlichen an sich hat. Wichtig ist da zunächst das Nächstpersönliche: mein Kleid, meine Frisur, meine Freundin, mein Freund, meine Liebhabereien etc. Erst später kommen die mehr sachlichen Einstellungen und Vorstellungen, die ein Mädchen sagen lassen: mein Beruf, meine Tüchtigkeit, meine Laufbahn etc.

Wohl gibt es gewissenhafte, auch strebsame und sogar streberische, ja ehrgeizige Naturen und ihnen ist der Grad der Berufsleistung nicht gleichgültig. Diese wenigen sind in einer Schulklasse die Nüßlein, die den oft allzu schwerfälligen Wagen tüchtig ziehen helfen. Aber der dumpfen, wenigstens in Bezug auf berufliches Interesse sind doch noch recht viele.

Eine Erklärung dafür, daß der Sinn für Berufstüchtigkeit, wenigstens so weit er sich zu Ehrgeiz und Interesse für erfolgreiche berufliche Laufbahn ausweitet, erst viel später im Mädchen bewußt wird, ist nicht schwer zu finden. Das junge Mädchen im Gegensatz zum jungen Burschen baut seine Luftschlösser für künftige Lebensgestaltung mit Vorstellungen von Ehe, Haushaltführung und Mutterschaft. Werden ihm diese durch die Heirat zur Wirklichkeit, so heißt dies zumeist:

Abwendung vom Beruf.

Beim Burschen, in dessen Zukunftsträumen die Frau natürlich auch eine große Rolle spielt, bringt der Wunsch zur Heirat eher erhöhten Berufseifer. Heiraten wollen heißt für ihn zugleich: sich anstrengen, daß man beruflich vorwärts kommt, erneute Konzentration auf Berufsleistung, da man eine Familie erhalten können sollte.

Die Abwendung vom Berufsweg, bei der Heirat oder spätestens und besonders nach der Geburt von Kindern wird in ungezählten Fällen zur Tatsache. (Es wäre interessant, in dieser Beziehung einmal eine Statistik durchführen zu können über den Weg solcher Mädchen, die vor 10 und 20 Jahren Lehrmädchen waren.) So ist es nicht verwunderlich, daß die Berufsinteressen der ganz jungen Mädchen noch nicht sehr intensiv sind. Die Interessen sind gespalten, man betrachtet oftmals den Berufsweg als eine Art Provisorium vor der Ehe — und erst gegen Ende der Zwanzigerjahre entwickelt sich unter Umständen ein Berufsernst, der zu besonderer Leistung und Berufstreue fähig macht.

Daß wir im Unterrichtsfach Lebenskunde Gelegenheit haben, diese Kernfragen des Frauenlebens zu berühren, ist von sehr großem Wert. Im Besprechen dieser besonderen Mädchenproblematik (geteilte Intensität, Streben nach zweierlei Richtung zu nicht gleichem Endziel, Vorbereitung auf zwei Berufe) können wir den Mädchen manches nahe bringen, was sie — in wenigen Jahren sind sie ja junge Frauen — gar sehr angeht. Und — wenn uns nur die richtige Art gegeben ist, unmittelbar und nicht doktrinär zu wirken, so können wir ihnen die großen Fragen des Lebens nahe bringen, die da heißen:

Lebensgestaltung durch Beruf, durch Ehe, Lebenserfahrung durch Liebe und Leid. Wir können ihnen nahe bringen, welch ungeheuer wichtige, schöne und verantwortungsvolle Aufgabe die junge Frau vor sich hat als Familienglied, sei es als Schwester, Tochter, vor allem aber als Gattin und Mutter. Wir können ihnen den Sinn der Arbeit einer Hausfrau auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nahe bringen. Und wir können ihnen erklären, daß es für das persönliche Leben wie auch für das Leben einer Nation von großer Bedeutung ist, wenn die Frauen „ihren Mann stehen" im Wirtschaftskampf, d. h. im Erwerb des täglichen Brotes durch Berufsarbeit, und daß bei unserer heutigen wirtschaftlichen Struktur es unmöglich ist, daß die Frauen eines Volkes nicht beruflich, d. h. außerhäuslich mitarbeiten zum Wohle der Familie und des ganzen Volkes.

10 Jahre Casoja.

Gerne weisen wir beim Anlaß des 10jährigen Bestehens des Volkshochschulheimes Casoja, Lenzerheide, auf dies so schöne und fruchtbare Werk im Dienste der weiblichen Jugend hin. Dr. Laura Turnau schreibt nach einem Aufenthalt in Casoja:

Im Juni 1933 kam ich ins Volkshochschulheim, um dort mit den Mädchen während einer Woche hygienische Fragen aus dem Leben der Frau zu besprechen.

Ich kam aus dem Flachland und als das stattliche Postauto die Straße von Chur zur Lenzerheide hinaufuhr, da ging mein Herz in Sprüngen vor Freude, wieder einmal im Bündnerland zu sein. Die Lenzerheide, ein freies, weites Hochtal, knapp unter der Paßhöhe auf etwa 1500 Meter, ist im Winter ein besonders günstiges Skigebiet, im Sommer ist sie ein Ausgangspunkt für herrliche größere und kleinere Touren und ein ausgesucht schöner Punkt zum Verweilen, zum Betrachten und sich Selbstbesinnen. Da wandert man auf den saftig grünen Matten, die unter dem Tritt elastisch nachgeben, wie es eben nur Bergwiesen tun, da liegt der blaugrüne See, zu dem sich dunkle Tannen- und Lärchenwälder hinunterziehen. Das Auge streift hinauf zu den klaren Formen des Berggrates, der unseren Rücken deckt und weiter hinüber zum Oberhalbstein, dessen glänzende Spitzen zum Engadin hinlocken.

Das Haus selbst ist ein solides, stilgerechtes Bündner-Steinhaus, das in die Landschaft gehört. Auch die Innenarchitektur, Stein und Holz, und das Mobiliar sind schön, schlicht und zweckmäßig. So lasse ich mir „moderne Sachlichkeit" gefallen! keine Importware aus einem Möbellager der Großstadt, sondern jeder Gegenstand ist mit Verstand und Liebe seinem Zweck angepaßt und scheint sich an Luft und Licht hier oben mitzufreuen, und will seinen Anteil an der Aufgabe erfüllen, zweckdienliche und gemütliche Wohn-, Arbeits- und Schlafräume zu gestalten.

Die meisten Casojamädchen machen den 5 Monate dauernden Volkshochschulkurs durch, der praktische Hausarbeit, Handfertigkeit, Gymnastik mit theoretischen Stunden glücklich verbindet. Ein Drittel der Mädchen ist jeweilen in der Küche, ein Drittel bei der Wäsche, der Rest im Garten beschäftigt, in diesem rührenden Gemüse- und Blumengärtlein der Höhe, das im Juni die ersten Radieschen und Salatköpfe hat nebst einigen Blumen mit den satten Farben der Bergflora. Daneben gibt es Uebermüdete, Rekonvaleszenten, die körperlich ausruhen und sich in der schönen Natur erholen und gleichzeitig die Gelegenheit wahrnehmen wollen zu geistiger Anregung. Viele von ihnen haben eine lange Zeit geistiger Dürre in irgendeiner Erwerbsarbeit oder noch schlimmer — in der Arbeitslosigkeit — durchgemacht.

Die Dozenten geben den Jungen aus ihrem Wissen und ihrer Lebenserfahrung die nötigen Unterlagen und suchen darüber hinaus die Mädchen systematisch zum Denken zu schulen, und ihnen dabei behilflich zu sein, eine Einstellung zu den brennendsten Fragen ihres Lebens als Frauen, als Glieder einer Familie und der Gemeinschaft und zuletzt eine Weltanschauung zu erringen. Früher war die Mädchenerziehung einfacher: man behütete sie vor „allem Bösen", indem man sie von der realen Welt abschloß und ihnen in der Literatur ein falsches Weltbild vormalte. Dann kam die Jugendbewegung, die das Jungsein an sich als eine Gesinnung feierte, in Gegnerschaft und Ablehnung der Aelteren. Da man nicht bereit war, die Aelteren anzuhören, blieb nichts anderes übrig als alle Dummheiten der früheren Generationen von vorn zu zu wiederholen.

In Casoja ist das anders! Da bringt ein Dozent Tatsachen aus seiner Wissenschaft und seine Stellungnahme dazu vor die Jungen: nehmt in Euch auf, was die Wissenschaft schon zu unserem festen Besitz gemacht hat und hört, was der Gereifte, der vor Euch steht, darüber denkt. — dann besinnt Euch und baut Euch selbst eine Meinung daraus! Denn nur das Selbsterworbene wird wirklicher Besitz. Und das mühsame Erwerben bildet den Charakter, den aber brauchen wir in unserer Zeit wirtschaftlicher und politischer Umwandlung dringender denn je.

Wenn dieses Geben und Nehmen zwischen den Generationen auf beiden Seiten so aufgeschlossen freudigen Herzens und in besten Treuen vor sich geht, wie in Casoja, in einer Gruppe, deren Einzelpersonen aus verschiedenen Berufen, aus verschiedenen sozialen Schichten und Lebenskreisen stammen, wenn die Gruppe durch gemeinsames Arbeiten, Denken und Erleben gegangen ist, und gegenseitige Hilfe und Liebe sie zu einer Gemeinschaft verbindet, dann hat ihnen Casoja das Beste für das Leben mitgegeben, was eine Schule heranreifenden überhaupt geben kann. Der Lehrer zwingt seine Anschauung nicht auf, die Jungen irren nicht ohne Anleitung und Anregung der Erfahrenen. Sondern die im Leben Gereiften übergeben das von Generationen vorbereitete Rüstzeug den kommenden und die Jungen zieht mit den guten Waffen in den geistigen Kampf. Was gibt es aber Schöneres, als einen geistigen Kampf mit guten Waffen edel auszukämpfen — ohne Gewalt und ohne Zwang gegen Andersdenkende?! Auch der Aeltere lernt, indem er lehrt und schöpft im Umgang mit der Jugend, aus dem Quell, der ewig sprudelt.

So geht es in Casoja zu, die frische, fernfrohe Jugend brennt vor Begier, mit geistigen Waffen zu fechten und verlangt außer dem angesetzten Unterricht noch Diskussionsstunden und da auch das nicht genügt, und der Dozent nach einer Woche einem andern Platz macht, so wird noch schnell eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, in der jeder, Jung und Alt, sich übt, anzuhören und zu verstehen, was der andere meint, auch wenn dessen Gesinnung der eigenen entgegengesetzt ist. Ein heiliger Eifer erlöst in den Teilnehmern, eine Gesinnung in sich zu formen und das Gedachte und Gefühlte in Worte zu fassen. Wenn aber die Stuben zu eng werden für die tobenden Gedanken, Gefühle und Willensimpulse, dann läuft man hinaus in die überwältigend schöne Natur, läßt sich von der Sonne durchstrahlen oder sieht im klaren Mondlicht beruhigter in sein Inneres. Im großzügigen Rahmen der Bergwelt flüt man besser als sonstwo auf Erden sein eigenes kleines Ich in das große Ganze ein.

Des bin ich sicher, die Schülerinnen von Casoja kräftigen in den 5 Kursmonaten ihre Gesundheit, erwerben hauswirtschaftliche Fähigkeiten und tragen als unverlierbaren Besitz das Bewußtsein zu Tal, an einer Gemeinschaft teilzuhaben, die ernst und streng um Lebensfragen ringen hat und die, zusammengesetzt aus Angehörigen der verschiedensten sozialen Klassen und aus verschiedenen Gegenden des Schweizerlandes fürs spätere Leben ein beglückendes Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen lebendig erhält.

Wir Alten wissen, daß gemeinsame scharfe Arbeit und gemeinsames Frohsein mit der Jugend zum Schönsten und Wertvollsten für das ganze spätere Leben gehört.

Schulfragen.

Eine neue Töchterschule im Aargau.

Wir lesen aus dem Aargau:

Die Klagen über ungenügende Bildungsgelegenheiten für jenen Teil unserer Mädchen, die der gesetzlichen Schulpflicht entwachsen sind, aber sich im praktischen Leben noch nicht nützlich machen können, oder betätigen wollen, verstummen nicht. Namentlich fehlt eine Töchterschule, die den Uebergang zu praktischen insbesondere zu den sozialen Frauenberufen vermittelt. Unter dem Vorsitz von Staatsarchivar Dr. H. Ammann (Aarau) beschäftigte sich ein aus Politikern der verschiedenen Richtungen, aus Vertretern der Landeskirchen und aus Delegierten der interessierten kantonalen Frauenverbände gebildetes Initiativkomitee mit der Vorbereitung der praktischen Unterlagen für die Errichtung einer Aargauischen Töchterschule in Aarau. Heute liegen sowohl der Lehrplan, wie die Reglemente für die neue Schule vor. Der Rektor des kantonalen Lehrerinnenseminars Dr. K. Speidel (Aarau), hat sich um diese Vorarbeiten sehr verdient gemacht. Bereits haben der Stadtrat von Aarau und die kantonale Seminarkommission der Errichtung der Aargauischen Töchterschule nach dem Projekt des Initiativkomitees grundsätzlich zugestimmt. Die Stadt Aarau ist bereit, einen Teil der jährlichen Unterhaltungskosten zu übernehmen. Ferner stellt sie im Zelglischulhaus, wo das Seminar untergebracht ist, die erforderlichen Lokalitäten zur Verfügung. Zunächst handelt es sich um die Schaffung einer zweijährigen, allgemeinbildenden Töchterschule mit folgenden Pflichtfächern: Deutsch, Französisch, Heimatkunde, Erziehungslehre, Rechnen, Naturkunde, Turnen und Hauswirtschaft. Das Jahresbudget von Fr. 20,000 —, in dessen Bestreitung sich der Staat Aarau und die Stadt Aarau zu teilen haben, würde sich erhöhen, wenn später einmal die Parallelführung der Klassen durch die Frequenz der neuen Schule sich als notwendig erweisen würde. Die Baumfrage läßt sich auch nach einer allfälligen Doppelführung der Klassen ohne Neubau ordnen. Auch die Mehrkosten von jährlich Fr. 20.000.— sollten kein Hindernis sein, wenn es sich als möglich erweist, das in der Tat noch sehr mangelhafte weibliche Bildungswesen im Aargau zeitgemäß zu fördern. Dabei kann es sich nicht darum handeln, den Zudrang der Mädchen zu wissenschaftlichen Studien zu vermehren. Im Gegenteil will die neue Schule unseren Töchtern im Aargau den Uebergang zu praktischen Frauenberufen erleichtern. Dadurch ließe sich auch eine Entlastung der Kantonsschule und des Lehrerinnenseminars verwirklichen, wodurch der Ueberfüllung akademischer Berufe und dem Ueberfluß an Lehrerinnen praktisch gesteuert werden könnte.

Zum Wohl der Mädchenschulen in Preußen.

In einem Erlaß des preußischen Unterrichtsministers wird bestimmt: „Auch die an öffentlichen Schulen für die weibliche Jugend freigewordenen Stellen der Studienrätinnen (-Lehrerinnen, Red.) sind nach Umwandlung in Studienratsstellen zunächst nur mit kriegsbeschädigten Studienassessoren zu besetzen, soweit nicht vom Gesichtspunkt der einzelnen Fächer (z. B. Biologie und Turnen) unterrichtliche Bedenken bestehen. Den Anteil zwischen männlichen und weiblichen Lehrkräften an den öffentlichen höheren Schulen für die weibliche Jugend setze ich für die Zukunft 3:2 fest." Bisher war das Verhältnis der männlichen und weiblichen Lehrkräfte an den höheren Schulen faktisch etwa 3:5.3.

Ein Blick auf den Arbeitsmarkt.

Zur Arbeitsmarktlage für Frauen im Monat März 1934, schreibt die Leiterin des Frauenarbeitsamtes für Stadt und Kanton Zürich über die Verhältnisse in der Stadt Zürich: Der Stichtagrapport von Ende März erfaßte 1139 stellensuchende Frauen und Töchter (Vormonat 1101). Davon entfallen auf die nachstehenden Berufsgruppen: Landwirtschaft und Gärtnerei 2; Gewerbe 113; Industrie 307; Handel und Verkauf 388; Hotel 209; Freie und gelehrte Berufe 36; Hauswirtschaft 84 (wovon ca. 50 Prozent tagsüber).

Es sind 686 Erwerbslose in den Versicherungskassen bezugsberechtigt, außerdem konnten 95 Frauen nur teilweise arbeiten. Am Stichtag waren noch 276 Stellen offen (Vormonat 140). Die Vermittlungen sind sich zum Vormonat gleich geblieben.

Im Bekleidungsgewerbe haben die Schneiderinnen wieder vollauf Beschäftigung gefunden; es sind noch Hilfskräfte frei, sowie einige Coiffeusen.

In der Seidenindustrie sind noch 11 ältere verheiratete Weberinnen notiert.

Im graphischen Gewerbe sind sich die Vermittlungen zum Vormonat gleich geblieben; es hat

---

Da spielen die lebhaften Kinder leiser.

Meta legt sich flach auf den Boden und bringt das Ohr ganz dicht an die Türritze; sie hat erspäht, daß der Spalt da unten breiter ist.

Vielleicht, daß sie so besser hören kann!

Auf dem feinen lieblichen Gesichtchen liegt ein angestrengtes Lauschen, das der holden Kindlichkeit der Züge einen eigentümlichen alten Ausdruck gibt.

Wie das Kind so still und horchend auf der Schwelle liegt, wird das schmerzliche Verstörtsein, der Schrecken in den blauen Augen tiefer.

Fritz und Mariechen schauen in halb beklommener, halb mitleidiger Ueberlegenheit auf das kleine Mädchen. Von Zeit zu Zeit wippern sie miteinander. Dann kommt in die erschreckten Augen Metas ein zornige Funkeln, die ballen die Händchen zur Faust und stößt gequält hervor: „Das sollt ihr nicht sagen, das dürft ihr nicht sagen! Es ist nicht wahr, sage ich euch. Es ist ja meine Mama!"

„Aber sie ist doch davongelaufen!" beharrt triumphierend das blonde Mariechen. „Du kannst dich darauf verlassen; unser Röchen hat es mir vorhin in der Küche gesagt."

„Bah, euer Röchen!" sagt Meta geringschätzig. „Schweig doch mit dem, was euer Röchen sagt."

Da stürmen die Kinder hinaus. Draußen ist Sonnenglanz und Blütenduft, Spatzen lärmen frech und roh in der Luft; und Kinder spielen mit Marmeln und jauchzen und singen und schreien um die Wette mit den lärmenden Spatzen.

Es ist weit schöner, draußen zu sein! Es ist weit angenehmer, Metas junge unbehagliche Augen nicht zu sehen!

„Du, wie die auf einmal gucken kann", sagt Fritz beim Hinausgehen, „so blitzig, da wird einem ja ganz bange! Man kann doch wieder kommen, wenn man auch mal davonläuft! Das soll auch was!" —

Drinnen liegt das kleine Mädchen und lauscht.

„Der arme Mann", sagt jetzt leise schluchzend Tante Malchen, „er hat sie so lieb gehabt!" Eine Zeit bleibt es still in dem Raum.

Meta nicht rühr vor sich hin. Das weiß sie auch; aber wenn der Papa ihre schöne Mama hat küssen wollen, so hat die sehr oft hastig gesagt: „Nein, laß mich!"

Dann hat der gute Papa traurig geblickt ... und die schöne, schlanke Mama müde, unfroh.

Das ist immer so gewesen, auch nachdem der kleine Rudi gekommen.

Der Vater hat der Mutter die feinsten, duftigsten Sachen mitgebracht von seinen langen Geschäftsreisen er hat sie zärtlich und stolz vor ihr ausgebreitet: die Mutter lächelte kaum darob.

Kürzlich, als der Vater spät abends zurückgekehrt und nachdem er seinen Buben begrüßt und seinem Töchterchen eine Puppe in die Aermchen gedrückt, seine schönen Gaben voll warmer Freude der Mutter überreicht, hat diese mit gepreßter Stimme gesagt: „Deine Freigebigkeit hat etwas Erdrückendes, Karl; laß doch endlich das alles! Wozu mich tiefer und tiefer verpflichten? Deine Güte ist grausam. Der Kauf ist ja lange geregelt!"

Bitter klangen die Worte!

Da ist in die guten Augen des Vaters ein jähes Sprühen gekommen, seine sonst so gleichmütige Stimme hat scharf geklungen: „Schäme dich, Herta!"

Aber bald darauf hat er die beiden weißen Hände der Mutter zwischen seine starken Finger genommen: „Du bist noch so jung! Ich liebe dich sehr. Ich habe dich schützen und schirmen wollen, Herta, so laß endlich das Grämen!"

Meta hat das alles in ihrem Bettchen gehört; ihre stürmische, jubelnde Freude an der Puppe war plötzlich still geworden. Sie hat scheu unter den Wimpern vorgeblinzelt.

Warum zittert die Mama unter dem Kuß, den ihr der Papa jetzt gibt?

Warum verschlingt sie so die Hände?

Meta hat lange nicht einschlafen können.

Aus dem Bette des Vaters klingt bald darauf tiefes und ruhiges Atmen.

Aus dem Bette der Mutter aber ein leise Geflüstertes Betendes, Schluchzendes, Flehendes: „O Gott, mein Gott!"

Und durch die stille Nacht bläst ein Posthorn, mählich in der Ferne verhallend: „Denkst du daran?" — — —

Der Papa ist alsbald auf die lange Winterreise gegangen. Beim Scheiden hat er sein Weib umarmt: „Ich habe Robert Hartmann gebeten, dich im Gesangverein einzuführen, Herta; der Gesangverein ist die einzige Zerstreuung im Winter in diesem weltverlassenen Städtchen. Du liebst die Musik! Das wird dir gut tun, Kind; du siehst ein wenig trübselig aus!"

Die Mutter ist tief erblaßt bei den Worten: „Ich habe die Kinder, Karl, ich brauche keine Abwechslung; Meta ist so verständig seit letztem Jahr!"

„Es ist mir aber doch lieber, Herta, du gehst; ich will nicht, daß mir meine Freunde wieder den Vorwurf machen: „Deine Frau führt das reine Klosterleben. Sie vergräbt sich förmlich!"

„Wie du willst," hat die Mutter gesagt und das schöne blonde Haupt gesenkt. —

Dann ist Meta einmal, als sie schon für Stunden im Bett lag, durch ein silbriges Lachen vor der Haustüre erwacht.

Ist das ihre Mama, die so lacht? Kann sie denn so lachen? So leicht und sorglos und offenbart selig?

Dazwischen der tiefe Klang einer Männerstimme: „Königin, das Leben ist doch schön! Weißt du noch, Herta?"

Das ist Onkel Robert Hartmann; der bringt Mama nach Hause aus dem Gesangverein.

Meta lauscht staunend auf das selige Lachen, auf die träumerische Stimme: „Ja, es ist wieder schön, Robert, und nun gute Nacht!"

Was für ein strahlendes Feuer aus Mamas Augen bricht, als sie bald darauf in das Schlafzimmer tritt!

Ist es der Widerschein der Kerze? Der Widerschein des Mondlichts, welches durch das breite, spitzenverhangene Fenster flutet?

„Mammi!" flüstert das Kind.

„Mammi!"

Die Mutter achtet nicht des leisen Kinderrufs.

Sie setzt sich auf die tiefe Fensterbrüstung, löst ihr blondes reiches Haar, streicht träumerisch über die weichen Wellen und streift dann hastig die Taille wieder, als wäre es ihr zu heiß, zu enge in der Hülle.

Die wundervollen weißen Arme schimmern im silbernen Mondlicht, sie verschlingt die Hände am Hinterkopf, neigt das Haupt zurück und nun sieht man das Lächeln, das um den jungen, leichtgeöffneten Mund träumt, wie Sonnenschein auf Frühlingsblumen!

So wunderschön ist die Mama! Wie die Mondscheinfee im Märchenbuch!

Meta schaut mit weiten, sehnenden Augen die Mutter an und ist wie unter einem Zauberbann und wagt nicht, sich zu rühren, wagt nicht, den schüchternen Ruf zu wiederholen.

Sie muß nur unverwandt das süße Märchenbild beschauen.

Da schwindet langsam das Leuchten aus den herrlichen Frauenaugen. Die Lippen pressen sich aufeinander; der Kopf sinkt matt nach vorn; müde liegen die schmalen Hände im Schoß. Ein Seufzer hebt die Brust.

Plötzlich reißt sie die Glieder empor: sie fliegt hin zu dem Bettchen, in dem der kleine Rudi schläft ... sinkt mit dumpfem Laut in die Knie.

Und wieder dies Flehende, Betende, Schluchzende: „O Gott, mein Gott! Wer schützt mich denn in meiner Qual, wenn nicht du, wenn nicht diese?"

Zuckt da nicht der Körper der Mutter in harter Not?

Meta beugt sich vor.

„Mammi, so wein' doch nicht!"

Das Kind ist hingehuscht zu der Mutter, hat das heiße Gesichtchen an ihre tränennasse Wange geschmiegt, das warme zitternde Körperchen an ihre Brust gedrängt: „Ach, Mammi, wir haben dich ja so lieb, so schrecklich lieb; ich und der Rudibruder!"

„Mammi, so wein' doch nicht!" — —

„Weiß das Kind?" fragt jetzt Tante Mariens schwankende, kaum verständliche Stimme.

Obgleich sie leise und mühsam spricht, so entgeht dem aufhorchenden Kinde kein Wort; es lauscht von neuem aus seinem traurig schmerzlichen Rückerinnern hinein in die bange schwer zu begreifende Gegenwart.

„Nein, Marie, das erfährt es auch sowieso noch

noch einige Anlegerinnen und Buchbindereiarbeiterinnen arbeitslos.

Die Gruppe *Handel und Verkauf* zeigt, daß sich im Berichtsmonat einige angelernte Bürokräfte, Spediteurinnen, Lageristinnen, Fakturistinnen mehr zur Vermittlung angemeldet haben. Die Vermittlungsmöglichkeit für diese Tätigkeiten ist begrenzt; tüchtige Bürokräfte mit guter Schulbildung haben immer noch Aussicht placiert zu werden. Es gelang einige gelernte und angelernte Bürolistinnen in Dauerstellungen zu vermitteln. — Zu Handen der Schulentlassenen muß stets betont werden, daß ein Ueberfluß an mittelmäßigen Kräften im *Verkauf* besteht. Wer einen Lehrvertrag abschließt, soll sich auch hernach gut weiter bilden, speziell in den Fremdsprachen und in der Warenkunde um den großen Anforderungen, die heute an das Verkaufspersonal gestellt werden, später gerecht zu werden.

Im *Hotelfach* sind am Stichtag am meisten Serviertöchter und Serviceaushilfen gezählt worden. Köchinnen, Küchen-, Haus- und Officemädchen können gut vermittelt werden. Die Vermittlungen sind gegenüber dem Vormonat für Serviertöchter, Köchinnen, Küchen-, Haus- und Officemädchen, sowie Wäscherinnen und Glätterinnen angestiegen; teilweise handelte es sich um vorübergehende Beschäftigung.

In der Gruppe *Hauswirtschaft* kamen wieder Haushälterinnen, Hausgehilfinnen und Köchinnen zur Einschreibung. Die Vermittlungen sind sich zum Vormonat gleich geblieben. Es sind *stets gute Arbeitsplätze* für Hausgehilfinnen angemeldet.

Die Zahl der *Hilfsarbeiterinnen* ist zum Vormonat angestiegen; die Vermittlungen sind für diese Kräfte stark zurückgegangen, sodaß andere Erwerbsmöglichkeiten ergriffen werden müssen.

Die *Wasch- und Putzabteilung* konnte 776 Aufträge vergeben.

Sprechende Zahlen.

Wie hoch ist der Anteil der Frauen am Erwerbsleben?

Von der Gesamtzahl der Frauen sind in das Erwerbsleben eingereiht:

in	Frankreich	42,2	Prozent
„	Sowjetrußland	39	„
„	Deutschland	35,6	„
„	Oesterreich	34,8	„
„	*Schweiz*	31,6	„
„	Japan	28,8	„
„	Italien	26,8	„
„	England	25,8	„
„	Dänemark	24,1	„
„	Belgien	21,3	„
„	U. S. A.	16,5	„

Von Kursen und Tagungen.

Was kommt:

Fortbildungskurs, veranstaltet vom Verein der *dipl. Hausbeamtinnen* über *Gestaltung der Hausgemeinschaft im Großbetrieb.*

Aus dem Programm:

Montag, 23. April: 9.30 Uhr: *Personalanstellung und Einführung.* 14.15 Uhr: *Weiterbildung des Personals* von Herrn Verwalter Gerber, in der Arbeitserziehungsanstalt Uitikon.

Dienstag, den 24. April, 10 Uhr: *Menschenkenntnis* von Herrn Prof. Dr. Saitschick, Zürich. 14.30 Uhr: Fragen der Führung und der Gemeinschaft im Großbetrieb. 1. Vortrag: *Gesichtspunkt der Leitung.*

Mittwoch, den 25. April, 14.30 Uhr: 2. Vortrag: *Gesichtspunkt der Angestellten* von Dr. phil. K. F. Schaer, Zürich.

Für Mitglieder des Vereins dipl. Hausbeamtinnen ist der Besuch des Kurses *gratis.*

Nichtmitglieder zahlen eine Teilnehmergebühr: Fr. 7.— für den ganzen Kurs; Fr. 3.— für die Tageskarte.

Programme und Auskunft bei Frl. J. Steffen, Haushaltungsschule Zürich, Zeltweg 21.

*

Die *Ferienkurse für Ausländer* an der *Universität London* finden statt vom 20. Juli bis 16. August 1934.

Da die Möglichkeit, die Sprache im Lande selbst zu erlernen, gegenwärtig sehr beschränkt ist, bieten diese Ferienkurse für Fortbildung in den Sprachkenntnissen und für Erneuerung derselben wertvolle Gelegenheit. Teilnehmer nur im Alter über 18 Jahre. Anmeldungen sind vor dem 15. Juni einzureichen, ebenso das Kursgeld, sonst wird die Anmeldung nicht berücksichtigt. Für Anmeldungsformular und Erkundigungen wende man sich mit englisch geschriebener Anfrage an die Adresse: Holiday Course. The University Extension Registrar University of London, London, S. W. 7.

Was sagt die Leserin?

I.

Zum Artikel: Warum in der Erziehung die strenge Hand nottut.

Die strenge Erziehung schützt auch den Schwachen, erhält denjenigen, der nicht imstande ist, sich selbst seinen Imperativ zu geben. Die freiere Erziehung fördert den Starken. Nicht die Erziehung macht stark, sie schützt bloß. Der Mensch ist schon von vornherein stark oder schwach.

Das heutige Leben ist nicht unsicher an und für sich, es scheint nur denen so, die mitten drin stehen. Besonders mag es den Erwachsenen unsicher scheinen, weil sie sich schon von ihm loszulösen beginnen. Die Jugend sieht es nicht so. Ihr gehört das Leben noch in seiner ganzen Fülle, d. h. alle Möglichkeiten, Gefahren und Wagnisse inbegriffen. Der Erwachsene hat sich schon eine Ecke ausgesucht und sieht das Leben notgedrungen aus dieser verengerten Perspektive.

Das Leben ist abenteuerlicher geworden, deshalb muß es zu seiner Bewältigung den waghalsigen Typus herausbringen.

Die freie Erziehung mache rechthaberisch und unfügsam. ... Das beleidigt den Erwachsenen und Erzieher, heißt aber nicht: daß der junge Mensch untauglicher für das Leben werde. (Man vergesse nicht, wie gut es ist, daß die Jugend alle Schüchternheit ablegte. Ferner: welch schönes freies Benehmen zwischen den Geschlechtern aufkommt, die beste Vorbereitung für die spätere Kameradschaft und Zusammenarbeit.)

Das Leben ist reicher an Hindernissen (wie schwierig z. B. sich in einem Beruf durchzufinden), also muß die Jugend über Hindernisse springen lernen (darum lernt sie Skifahren usw., bereitet sich auf 2, 3 Berufe vor.) Sie muß auch, wo es nicht anders geht, ihre Erzieher überspringen (denn das Leben ist drängender geworden.)

Das Leben ist in seiner Labilität erkannt, also sind statische Voraussetzungen hinfällig geworden.

Man hat nicht Zeit, auf eine Norm hin zu erziehen, denn schon ist das Leben weiter und vorausgeeilt.

Man muß *auf alle Eventualitäten* hin erziehen, alle Möglichkeiten offen lassend.

Nicht umsonst wird der Unterricht (dem Leben folgend) hinter Riesenfenstern und im Freien gegeben.

Die Strenge aber kann unter Umständen eine Mauer sein, hinter welcher der Jugend Möglichkeiten des Lebens vorenthalten werden. Natürlich ist freie Erziehung das gefährlichere Experiment, aber doch nur gefährlich für den, der sich nicht zu beherrschen weiß. Dieser wäre aber ohnehin dem waghalsigen Leben nicht gewachsen. So übt auch die freie Erziehung eine selektive Wirkung aus.

Muß man — weil das Leben gefährlicher geworden ist — die Jugend mehr schützen? Nein, mehr *stählen*, d. h. früher den Lebenswiderständen ausliefern. Denn die heutige Jugend weiß genau, daß der Widerstand, den die Strenge opponiert, nur eine individuelle, persönliche Maßnahme ist. Ihr aber genügt es nicht mehr, sich an einer Person zu messen. Sie will auf die ganze Buntheit des Lebens stoßen und keine Zeit verlieren. Die Jugend muß ja nicht für heute, sondern für morgen und übermorgen erzogen werden. Sobald sie mit dem Leben zusammenstößt, wird sie schon selbst Führer suchen, wenn sie solche nötig zu haben meint. Zu *helfen*, wenn sie kommt und Auskunft verlangt: dahin werden die Erziehungsprätentionen zusammenschrumpfen (vom Erzieher aus gesehen). Von der Welt aus gesehen ist es aber nichts anderes als: Mitgehen mit dem Welttempo. Die Welt ist größer geworden (durch alle Entdeckungen und Errungenschaften), größer und rascher; also muß auch der Mensch größer und rascher werden. Man will ihm ja zu nichts anderem als zur Welttauglichkeit verhelfen.

G. K.

II.

Zu Verkauf und Einkauf ländlicher Produkte

schreibt uns eine *Hausfrau*, die früher beruflich große Einkäufe für die Hotellerie zu machen hatte:

Manches ließe sich in der Verwertung unserer einheimischen, ländlichen Produkte für Verkäufer und Käufer besser regeln, bei vermehrter gegenseitiger Fühlungnahme. Es fehlt gewiß nicht am guten Willen der kaufenden Hausfrau, denn allmählich ist, dank Propaganda und Aufklärung, das Verständnis durchgedrungen daß wir in unserem Schweizerland gegenseitig aufeinander angewiesen sind, und daß die Wohlfahrt eines Gemeinwesens nur durch Zusammenhalten möglich ist.

Ungern wird die aufgeklärte Hausfrau kalifornische Aepfel einkaufen, wenn die Obstvorräte in unserem Lande noch nicht aufgebraucht sind. Wenn aber als einheimisches Obst, kleine zusammengeschrumpfte Aepfel zu 50 bis 60 Rappen per Kilo angeboten werden, während das schöne, fehlerfreie kalifornische Obst zu 70 bis 80 Rappen im gleichen Laden erhältlich ist, darf man kaum erwarten, daß unsere unvorteilhaften Aepfel doch den Vorzug erhalten.

Ich glaube, daß, so bald die Abstoßung der großen Vorräte, sowie der weniger haltbaren Sorten beginnt, der Produzent an eine

Auslese des schönen haltbaren Tafelobstes

gehen sollte. Wenn dieses richtig eingelagert (ev. die Aufgabe der landwirtschaftlichen Verbände und Genossenschaften), *sachgemäß* verpackt (kleine Kisten oder Harasse, Holzwolle und Seidenpapier) und im richtigen Moment zum Verkauf angeboten würde, ein guter Preis für dieses einheimische Obst erhältlich wäre. Es wäre vorteilhaft, wenn, nachdem beim Verpacken die entsprechende Auswahl getroffen wurde, das Obst *stückweise*, anstatt am Gewicht zu verkaufen. Damit könnte das Obst weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, und das Herumschütten und Beschädigen von genußreifem Obst, wie das im Laden beim Abwägen nicht vermieden werden kann, wäre damit ausgeschaltet. Außer der sachgemäßen Verpackung, müßte schließlich unser einheimisches Obst mit mehr Beachtung und Sorgfalt in der Verteilung behandelt werden, als es heute an vielen Orten der Fall ist. Es ist oft kaum mit anzusehen, mit welcher Nachlässigkeit mit reifem Tafelobst im Laden umgegangen wird. Ein strenges *Auseinanderhalten* von Tafel- und Wirtschaftsobst wäre gewiß im Interesse von Verkäufer und Käufer. Als Wirtschaftsobst könnten weniger haltbare Sorten, leicht beschädigtes oder überflüssiges Obst zu billigerem Preise verkauft werden. Eine gute Auslese würde sicher unserem einheimischen Obst den verdienten Vorzug geben, und neben einer besseren Auswahl in der Kultur von geeignetem Obst dem Produzenten eine vermehrte Einnahme bieten.

Tafelbirnen, gewiß eines der besten und schmackhaftesten Erzeugnisse der Obstkultur, sind oft kaum in richtigem, genußreifem und unbeschädigtem Zustande erhältlich. Für die Versorgung eines Großbetriebes mit guten Tafelbirnen konnte ein einziger Produzent berücksichtigt werden. Man hatte dort mit der hohen Bahnfracht der Rhätischen Bahn und verschiedenen Umladungen zu rechnen. Die feinen Tafelbirnen wurden von diesem Produzenten kurz vor ihrer Genußreife geerntet, in kleine Harasse sortiert und eingeschichtet, und je nach Empfindlichkeit der Sorten lagenweise zwischen Holzwolle und Zeitungspapier, ev. jedes Stück einzeln verpackt, so daß die Birnen durch die Stiele nicht verletzt werden konnten. Die volle Genußreife wurde jeweilen auf jedem Harass angegeben. Diese beschränkt sich bei gewissen Birnensorten auf 2—4 Tage, und kann nur vom erfahrenen Fachmann richtig berechnet werden. Der Nettopreis dieses Obstes, trotzdem er 20—25 Prozent höher angesetzt war, stellte sich bei genauer Berechnung weniger hoch als das unrichtig verpackte Obst, welches nach seiner Ankunft kaum noch als erstklassiges Tafelobst verwendet werden konnte. Selbst landwirtschaftliche Genossenschaften und Großbetriebe konnten zu einer zweckmäßigen Versendung nicht bewegt werden.

Eine weitgehende *Aufklärung* von Seite der Verbände der Produzenten könnte nur zum Nutzen beider Teile sein. Wenn z. B. eine gute Aprikosen- oder Beerenernte in Aussicht steht, sollten die einkaufenden Hausfrauen davon *beizeiten* unterrichtet werden. Man würde hier mit dem Einkauf von ausländischen Erzeugnissen, die ja bekanntlich vor unseren einheimischen auf dem Markte erhältlich sind, *zurückhalten*, und mit der Eindeckung besonders für Einkochzwecke auf die einheimischen Produkte warten. Es ist unrichtig ausländische Früchte vom Staate mit hohem Einfuhrzoll zu belegen, ohne den Käufer aufzuklären. Manche Hausfrau wird doch von diesen teuren Früchten in vermehrtem Maße einkaufen, und ist dann enttäuscht, wenn diese beim Angebot der Inlandernte preiswürdiger sind, während sie selbst ihren Vorrat schon eingedeckt hat. Bei schlechter Inlandernte könnten dann ausländische Angebote mehr berücksichtigt werden.

Auch bei der *Beerenernte* in unseren Alpentälern wäre es eine Angelegenheit von gemeinschaftlichen Sammelstellen, daß diese kontrolliert und richtig verpackt, an Verteilungsstellen oder direkt an Private verschickt werden könnten.

Auf diese Weise dürften manche Werte in unserem Lande besser ausgenützt werden, neue Einnahmequellen erschlossen und einheimisches Gut weiten Kreisen zugänglich gemacht werden.

P. S.

Vom Wirken unserer Vereine.

Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter der Stadt Bern.

(Eingef.) An seiner *Generalversammlung* vom 7. April hat der Verein über seine großen Arbeitsgebiete Bericht erstattet. — Vor 21 Jahren haben sich die Bürolistinnen und Verkäuferinnen in Bern zu einem Verein zusammengeschlossen und mit viel Energie und Initiative von Jahr zu Jahr

Manor-Farm am Thunersee

Reizende **Pension,** 3 km von Interlaken, mit Tramverbindung, eigenes Seebad, großer Umschwung, vorzügl. Küche. Preise von Fr. 8.— an. Prospekte u. Referenzen. P. 2057 Y. Besitzerin: **H. E. Simpkin.**

P Y

ORO

schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig

Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)

P 243 Z

P 153 Z

Druck-Arbeiten

liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.

---

früh genug: Karl wird es ihm wohl am Abend sagen. Der Mann ist wie von Sinnen vor Leid. Er ist ja wie ein Junge verliebt in die Frau gewesen und hat das arme Ding, das keinen Heller und nur seines Vaters verschändeten Namen mit in die Aussteuer bekam, behandelt wie eine Königin... Mit dem verschändeten Namen hat sie vom Vater das Durchtriebene und Schamlose als Erbstück bekommen! Die Metze, die!"

Tante Malchens harte Stimme wird schrill. Meta zuckt zusammen. Sie fühlt erbebend in heißerglühender Scham, daß da etwas Böses, Fürchterliches über ihre Mutter gesagt wird, und kann nur in dem dunkeln Wogen der Sinne das eine denken: „Sagt denn Tante Marie nichts? Es ist doch meine Mama!"

„Sei nicht hart!" entgegnet Tante Marie jetzt. „Was wissen wir von dem, was sie gelitten?"

„Gelitten?" höhnt Tante Malchen. „Hat sich was: „Gelitten!" Hat einen guten Mann und zwei liebe, gesunde Kinder, ich bitte dich, Marie, was will denn die zu leiden haben? Aber natürlich, so auserlesene Ware schmückt das sündhafte Treiben mit hochtrabenden Redensarten! Hat sie nicht die Stirn und schreibt ihrem guten Mann in dem verruchten Brief von Ringen und Kämpfen und daß sie wisse, ihr Glück um schweren Preis zu erkaufen? Prügel, sag' ich dir, Marie, sollte man ihr geben; die Knute, die siebenschwänzige, sollte man sie fühlen lassen, auf daß ihr die schlimmen, schamlosen Mucken und ehebrecherischen Gelüste vergehen! Habe ich ihr nicht oft genug meine Meinung über Ehezucht gesagt, dem jungen fahrigen Ding mit den abwesenden Augen? Habe ich ihr nicht Tag für Tag gepredigt, daß sie Karl dankbar zu sein hat für alles, was er ihr antut? Spricht da von Glückerkaufen! Läßt sich verführen und läuft davon mit dem Freund ihres Mannes!"

Tante Malchen ringt nach Luft.

„Du mußt sie nicht so hart verurteilen," sagt Tante Mariens matte traurige Stimme. „Glaube mir sie ist dennoch eine ehrliche Natur; ihr stolzes, liebefähiges Herz muß schrecklich gerungen haben in diesem furchtbaren Zwiespalt!... Ich will dir den Brief lesen, den sie mir geschrieben. Auch du wirst Erbarmen fühlen."

Meta hört das Knistern von Papier; alle ihre Sinne lauschen; sie wagt kaum zu atmen. Nun liest Tante Marie den Brief, nun hört sie alles.

„Du bist immer gut zu mir gewesen, Marie, zu aller Zeit und bei allen Gelegenheiten; es sind ihrer viele... Ich weiß nicht, ob du auch diesmal gut zu mir sein wirst!... Sieh, ich kann nicht mehr! Ich gebe alles preis... Ich werde verurteilt und zertreten werden... Ach, warum hat man mich nicht verurteilt und zertreten, als ich mir gegen Armut und einen besudelten Namen Wohlleben und einen geachteten Namen einkaufte und mich selber schnöde verkaufte! Warum nicht da? Als ich an mir unehrlich geworden bin, an mir und einem andern, der arm war und fern... Warum wurde ich zum Kauf gezwungen? Habe ich in meinem „Wohlleben" weniger gedarbt und gehungert? Eher mehr! Warum wurde meine junge Kraft so saftlos und so matt gemacht? Warum hüllte man mich so grausam gütig ein in dies äußerlich weiche Gewand, das doch die tausend ungewünschten, unverdienten Guttaten nach innen hären machten, so daß ich mir die Seele wund und müde gerieben!... Bis meines Herzens stolze Eigenforderung mir auch die Seele wieder stark gemacht!... Ich gehe und löse den Schein auf Erdenglück ein, den mein Herz mir vorgewiesen. Ich will vor mir selber wieder ehrlich werden! Denn diese Liebe, diese alte schwerbekämpfte, nie erstickte Liebe ist stärker als alles, was ich sonst empfinde. Stärker selbst als die Liebe zu meinen kleinen Kindern, um deretwillen mir zu Zeiten doch die Forderung meines Herzens hart und unnatürlich und unausführbar geschienen... Sei gut zu ihnen Marie! Zu meinen Kindern, die ich nicht wiedersehen soll..."

Frau Marie stockt, als sie zu diesem Satze kommt, und schluchzt auf: „Die armen Kinder!"

Das kleine Mädchen da draußen vor der Tür hört alles und müht sich, das grausam Schreckliche zu verstehen: „Die ich nicht wiedersehen soll!"

Das ist für Meta der ganze Brief, der eine kurze, klare, entsetzliche Satz. Was versteht das Kind von dem Uebrigen? Es fühlt wohl dunkel die Qual, die diese Worte diktiert; aber es will ja nicht länger die Dunkelheit, es will die Klarheit und hat die ganze Zeit gewünscht, sie so oder so von der Mutter selber zu erhalten.

„Meine Mutti muß es mir sagen, sonst glaube ich es nicht!"

So hat Mariechen also recht mit ihrer rauhen Deutlichkeit: „Die Mama ist davongelaufen!"

Und Tante Malchen hat auch recht. Hat sie und den kleinen Rudi alleine gelassen! Und wird nicht wieder kommen, heute nicht und morgen nicht und in Monaten und in Jahren nicht. Nie mehr! So weit man auch hinausdenkt.

Und Meta und der kleine Rudi können lange die Arme strecken voll Sehnsucht, und wenn sie einen Kummer haben, so ist da keine Mutter, die tröstet, und wenn sie krank sind, so ist da keine Mutter, die sie pflegt.

Es geht ein Zittern durch den Körper des Kindes; es möchte weinen und kann nicht. Es dreht den Kopf mit Anstrengung nach rechts, nach links, verwirrt, suchend, sehnsüchtig.

Dann erhebt es sich langsam und schwerfällig.

Warum noch weiter horchen?

Jetzt da es das Schreckliche weiß?

Die Bewegungen des Kindes haben etwas unsäglich Hilfloses. Die Glieder schmerzen vom langen steifen Liegen.

So schiebt Meta mühsam ihre kleine Gestalt bis zur Türe, schleicht scheuen, bangen Blickes hinaus, in tödlicher Angst, gehört zu werden. Sie zittert, wenn sie daran denkt, daß Tante Malchen ihr mit der dicken Hand über die Haare streicheln, daß ihre harte Stimme sie „Herzchen" und „Liebchen" nennen könnte.

Aufatmend klinkt Meta die Haustüre hinter sich zu.

Und plötzlich faßt sie ein unbezwingliches Verlangen nach dem kleinen Rudi, heftiger, machtvoller als je zuvor. Er soll ihr mit den kräftigen Fäustchen die Haare zausen, zu ihm will sie die stumme Muttersehnsucht tragen, all dies wirre verängstigte, verzweifelte Fragen ob des schmerzhaft Unfaßlichen, zu ihm auch die grausam einfache, entsetzliche Gewißheit! —

In roter, lohender Glut steht der Abendhimmel. Kinder spielen um das Haus und singen voll jauchzender Lust die alte, schwermütige Weise:

„Und es liebten sich zwei Liebchen in Mailand,
Und die hatten einander so lieb, lieb, lieb,
Und die hatten einander so lieb."

Meta nickt traurig und altklug vor sich hin: „Ja, und dann lassen sie ihre kleinen Kinder zurück und kommen nie, sie wiederzusehen!"

„Mammi, Mammi!"

Das Kind, dem der leise, schmerzliche Ruf über die Lippen weht, drängt scheu sich dicht an den Häusern vorbei, so, als müsse es sich verbergen, und blickt angstvoll befangen in heißem Erröten nieder, wenn jemand vorübergeht.

„Das wissen natürlich jetzt alle!" murmelt das kleine Mädchen mit zitternder Stimme. „Es ist schrecklich, wenn einem die Mama davonläuft...

Das sollten Mütter nicht!"

Dann kommt das Kind nach Hause. Trotz seinen wilden drängenden Verlangen nach dem kleinen Bruder zögert es einen Augenblick bang auf der Schwelle. Ihm ist auf einmal, als sei etwas unsagbar Furchtbares mit dem schönen lieben Hause passiert, das so reich und wohnlich im flammenden Sonnensinken des Frühlingsabends liegt.

Müde tritt das Kind ein und hastet dann doch mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf, stürzt in das Zimmer, in dem der kleine Rudi in seinem feinen Bettchen kräht und strampelt und sich in drolliger Emsigkeit bemüht, die rosigen Zehchen in das rote suchende Mäulchen zu bringen. Es wirft sich nieder vor dem Bettchen und schluchzt in tiefer, trostloser, die kleine Brust schier zersprengender Erschütterung: „Rudi, sie ist davongelaufen!"

Der kleine Junge stutzt erschrocken, läßt das runde stramme Beinchen sinken, macht dumme, große Augen, und als der Schwester wehes Schluchzen nicht stille wird, beginnt auch das Brüderchen zu weinen. Und von neuem bebt es in furchtbarer Klage und Anklage über des Kindes Lippen: „Sie ist davongelaufen, Rudi, die Mutter, unsere Mutter ist davongelaufen!"

ihre Vereinigung ausgebaut. Heute gilt es vor allem, die Stellung der berufstätigen Frau zu wahren, was bei der gegenwärtigen Lage und dem darausfolgenden Zurückdrängen der Frau aus dem Berufsleben keine leichte Arbeit ist. Die Stellenvermittlung der V. W. G., welche zwar im verflossenen Jahr zahlenmäßig nicht schlechter arbeitete als in den Vorjahren, hat besonders Mühe die älteren Bewerberinnen, sowie die auf Verdienst angewiesenen verheirateten Frauen unterzubringen und ihnen zu einem Einkommen zu verhelfen, das ihnen wenigstens das Unterhaltsminimum verschafft. Kein Wunder, daß während des letzten Jahres die Hilfskasse für Kranke und stellenlose Mitglieder mehr denn je in Anspruch genommen wurde. Sie zahlte insgesamt Fr. 1380.— aus.

Neben Stellenvermittlung, Rechtsauskunft, Monatsversammlungen, Kursen usw. gewährt die V. W. G. Bern ihren Mitgliedern durch ihre Versicherungseinrichtungen weitgehende Unterstützungen.

Das alkoholfreie Restaurant und Hotel „Daheim" an der Zeughausgasse, aus dessen Reingewinn die Altersfürsorgekasse gespiesen wird, ist im Laufe der Jahre vergrößert worden. Die Hotelabteilung zählt heute 17 Betten, und das Restaurant weist eine Jahresfrequenz von 294,485 Gästen auf. Nun hat das „Daheim" auch noch den Betrieb des kleinen Tearooms beim Tennisplatz Neufeld übernommen und kann so in der stillern Sommerszeit sein Personal beschäftigen.

Die verschiedenen Vereinsfonds, Hilfskasse, Altersfürsorge, Reisekasse, „Daheim", werden, wie sich aus der Diskussion ergab, sehr sorgfältig verwaltet und weisen z. B. recht ansehnliche Bestände auf. Sparsam und kluges Walten mit den ihnen anvertrauten Mitteln ist den Kommissionen seit Jahren erstes Gebot. Die notwendige Kontrolle wird von tüchtigen Revisorinnen besorgt.

Leider hat nach 11jähriger Tätigkeit Frl. Anna Martin ihr arbeitsreiches Amt als Vereinspräsidentin niedergelegt, jedoch wird sie in der Versicherungs- sowie in der „Daheim"-Kommission auch fernerhin mithelfen. Als neue Vereinspräsidentin wurde Frl. Alice Ronner, Sekretärin der Berufsberatung gewählt.

Der Schweizerische Landfrauenverband

hat kürzlich in Bern zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen: Der Frage: Wie erreichen wir einen besseren Absatz unserer Erzeugnisse? waren die Hauptvorträge gewidmet.

Die Zentralpräsidentin, Frau A. Schneider, Schwand, leitete die Versammlung, an der Dr. Feist, ehem. Vorsteher der Propagandazentrale für die Erzeugnisse des Schweiz. Obst-, Wein- und Gemüsebaus über die Bedeutung der inländischen Produktion, die Einfuhrverhältnisse u. a. sprach. Es werden jetzt jährlich für ca. 500 bis 600 Millionen Landwirtschaftsprodukte in die Schweiz eingeführt, Gemüse und Obst allein 1932 für 81,6 Millionen Fr.

Nach weiteren Vorträgen und Aussprache wurde die Durchführung einer landwirtschaftlichen Messe in Bern vorgeschlagen. Die schweiz. Propagandastelle soll einen Plan zu Handen der Landfrauenvereine ausarbeiten, ferner soll eine Treuhandstelle für Obst in Bern angestrebt werden.

Madame Gilabert, Moudon, die Gründerin und Ehrenpräsidentin des Vereins forderte die Landfrauen ebenfalls auf, unermüdlich weiter zu arbeiten im Sinne einer Anbahnung noch besserer Verbindungswege zwischen Stadt- und Landfrau.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Mittwoch, 25. April, 14 Uhr, im Limmathaus: Generalversammlung des Frauenvereins Industriequartier. Nach den üblichen Traktanden: Vortrag von Anna Gaßmann über „Die Stellung der Frau zur heutigen Lage".

Schaffhausen: Montag, 23. April, 20 Uhr, in der Randenburg: Vereinigung für Frauenstimmrecht. Mitgliederversammlung mit Referat über Dr. Eugen Huber, gehalten von Frl. Dr. Etzensperger.

Schaffhausen: Dienstag, 24. April 1934, 20 Uhr, in der „Randenburg": 30ste Jahresversammlung der Sektion Schaffhausen des schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins. Frau Schmidt-Stamm, Zentralpräsidentin, spricht über aktuelle Aufgaben des schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Schweizerware kaufen heißt Arbeit schaffen.

Man sucht: Ein fleißiges, sauberes
Mädchen
für alles, mit gutem Charakter, für einen gepflegten Haushalt in der Westschweiz. Guter Lohn und gute Behandlung zugesichert. Schriftl. Offerten mit Photo und Zeugnissen unter Chiffre P 11,852 F. an **Publicitas Freiburg.**

Betriebsküchen, Kantinen Wohlfahrtshäuser etc. verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

Töchterpensionat „La Romande", Vevey-Plan
Das ganze Jahr allbew. Ferien- und wirksame Spezialkurse. 20jährige Erfahrung. Unser zahlreiches, sehr erfahr. Lehrpersonal bürgt für Erfolg. Franz. und Englisch. Auch Haushaltungsschule. Intensiver sprachl. u. sportl. Betrieb. Familienleben. Idealster Ferienaufenth. Paradies. Lage direkt am See. Bäder. Fr. 4.50 pro Tag, franz. inbegr. Ein Besuch lohnt sich und wird Sie sicher überzeugen. Prosp. u. Ref. P 369-6 L.

WASCHMASCHINEN
Lavator
mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der
Wäschereimaschinen - Fabrik
Ad. Schultheß & Co Zürich
P381Z

Charcuterie BELL DIE BESTE
324-2

Verkaufsmagazine in:

MIGROS

Zürich	Madretsch	Schaffhausen	Buchs
Winterthur	Olten	Neuhausen	Appenzell
Wädenswil	Solothurn	Chur	Herisau
Horgen	Thun	Aarau	Frauenfeld
Oerlikon	Burgdorf	Brugg	Kreuzlingen
Meilen	Langenthal	Baden	Wil
Altstetten	Neuenburg	Zug	Basel
Bern	La Chaux-de-Fonds	Glarus	Liestal
Biel	Luzern	St. Gallen	Laufen
		Rorschach	Pruntrut
		Altstätten	Delsberg
		Ebnat-Kappel	Zofingen

204-16

Verhängnisvolle Widersprüche ....

(Fortsetzung)

Es gibt ein Land auf der Welt, in dem man auf Geschäftsreisen keine Klagen hört: Das ist **England.** Dort ist die Krise überwunden; auch statistische Zahlen beweisen das eindeutig.

England ist ein demokratisches Land geblieben. Es ist dank seiner

bis heute intakten inneren Handels- und Gewerbefreiheit

wieder im Aufstieg — im Gegensatz zu den diktatorisch regierten Ländern, in denen wohl prachtvolle Programme, bewundernswerte Disziplin und teilweise auch wirklicher Enthusiasmus festzustellen sind, aber daneben tiefste Löhne, tiefste Gehälter, viel geringeres landwirtschaftliches Einkommen als in der Schweiz.

Weshalb treibt das freiheitliche Land, die Schweiz, jeden Tag mehr der Gebundenheit zu, an deren Ende wohl die Gleichmacherei unser wartet, **die Gleichheit derer, die nichts haben werden und als Persönlichkeit nichts sein werden!** 8 Mark in der Woche, oder 50 Lire! Dabei alle gleich! Und die Gewerbetreibenden mit den schönsten Tarifen — wo befinden sie sich, wenn die Kaufkraft der Arbeiter und Angestellten in sich zusammengebrochen ist? Da nützen alle Verbände, alle Tarife, alle Verbote nichts mehr. Wenn das Wasser nicht mehr den Bach herabkommt, was nützen da kunstvolle Verteilungskanäle, Wehre und Dämme, die das Gewässer abhalten, auf eine große Mühle zu laufen und es den vielen kleinen Mühlen zuhalten?

Die Verbandssucht ist ebenso verderblich wie für den Moment unausweichlich. Es muß gesagt werden, daß heute schon nicht mehr Rechtsempfinden und Gesetzesbestimmungen gelten, sondern Machteinfluß der Verbände. Es ist gefährlich geworden, eine freie Haltung einzunehmen und ein freies Wort zu reden.

Und das gerade jetzt, wo man deutlich sieht, daß das Land, das in wirtschaftlichen Fragen die freieste Haltung einnimmt — England —, wieder hochkommt!

Man muß zugeben: es ist schwer, aus der Psychose der gebundenen inneren Wirtschaft den Weg zur Freiheit zurückzufinden. Das größte Hemmnis ist die Furcht vor dieser Freiheit, weil die eingehegte Wirtschaft Dach und Futter verspricht, wohlverstanden nur **verspricht**, und die Freiheit Dach und Futter nur gegen **Leistung** gewährt.

Die **Konsumgenossenschaften** sammeln zurzeit Unterschriften für die Genossenschaft. Wir wünschen der Konsumgenossenschaft nur das Beste, nämlich:

daß sie sich bei dieser Gelegenheit gründlich darauf besinne, daß ihre ganze Existenzberechtigung steht und fällt

mit der Erfüllung oder Nichterfüllung ihrer ursprünglichen Mission:

Der großen Gemeinde der Konsumenten zu dienen, und das war noch nie so nötig wie heute, aber noch nie brauchte es soviel Mut und Beharrlichkeit für diese Aufgabe wie heute.

> Wo ist der Staatsverbesserer, der ehrlich dafür einstehen kann, daß der **Gesamtumfang der Arbeit** durch die gebundene Wirtschaft größer wird?
> Wo ist der, der behaupten darf, daß die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft durch Verbürokratisierung zunimmt?

Die Genossenschaft hat sich in den Augen der Konsumenten enorm geschadet durch ihren Kampf gegen die Migros. Insbesondere als prominente Genossenschaftsführer für

verbotartige Gebühren

für die Migroswagen, wie dies in Baselland der Fall war, und anfangs **für** den dringlichen Bundesbeschluß gegen die Migros etc. (der die Genossenschaften nachher selbst auch erfaßte) eintraten.

Wir wünschen allen Genossenschaftern die **Kraft** und die Intelligenz, um zu ihren ursprünglichen Aufgaben und Grundsätzen zurückzugelangen. Dann wird sie auch nichts mehr von der Migros trennen.

Die Schweiz. Eiergenossenschaft (SEG) gab ein „Communiqué" heraus. Wir bestreiten die Leistungen der SEG nicht und wollen ihre Verdienste nicht schmälern, sondern weisen nur auf die Tatsache hin, daß, wenn man Tausenden (Eierproduzenten) hilft, Dutzende (Eierhändler) einen Nachteil davon verspüren. Ob es sich um eine Genossenschaft handelt oder um die Migros, um Eierproduzenten oder um Konsumenten: das bleibt sich gleich.

Wir verweisen hier nochmals auf den Vorschlag der Migros, jährlich **Fr. 100.000.—** zu bezahlen für die Sanierung des Spezereihandels, wenn die Spezierer-Einkaufsgesellschaft in Olten, die Markenartikelfirmen und der Verband Schweiz. Konsumvereine bei dieser Aktion je mit der gleichen Summe mitmachen.

Das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit hat

dem Schweiz. Gewerbeverband, Bern,
der Union-Einkaufsgesellschaft, Olten,
dem Schweiz. Detaillistenverband, Biel, und
dem Schweiz. Spezereihändlerverband, Safenwil,

seine Bereitschaft mitgeteilt, zu einer Konferenz einzuladen, falls diese Verbände eine Besprechung wünschen. Diese Anregung ist am 19. März ergangen. Bis heute ist das Bundesamt ohne Antwort von den Verbänden.

Der berühmte korporative Aufbau sieht vor allem friedliche Aussprache gegensätzlicher Interessen in den Berufsgruppen vor. Die oben genannten Verbände, und namentlich deren Führer, schwärmen von diesen Grundsätzen. Deshalb ist die Frage aktuell, ob **wirklich** die Bereitschaft besteht, durch die Berufsgruppe selbst durch Zusammenarbeit Nöte und Schwierigkeiten zu beheben — ob man dort helfen will, wo es nötig ist, oder ob ein Programm der Zerstörung und der Willkür durchgeführt werden soll unter dem Mantel eines wirtschaftlichen Programms der Nächstenliebe.

Kaufen Sie Käse im Spezialgeschäft oder bei der Migros, wo
kein „nasses Tüechli"
sondern ein großer Umsatz für **frische**, gutschmeckende Qualität sorgt.

Ia Emmentalerkäse, vollfett (an den Wagen 215 g 50 Rp.)	per kg. Fr. **2.32**
Ia Schweizer Tilsiterkäse, vollfett (an den Wagen 235 g 50 Rp.)	per kg Fr. **2.10**
Ia Greyerzer, vollfett	per kg Fr. **2.10**
Sbrinz-Käse, vollfett	per kg Fr. **3.20**
Emmentaler Kochkäse	per kg Fr. **1.80**

Schweineschmalz (800 g Fr. 1.—) ½ kg **62½ Rp.**

„ANIMA" das neue Frühstücksgetränk 500 g-Büchse Fr. **1.40**
(Verkaufspreis Fr. 1.50, Bareinlage 10 Rp.)

NEU **NEU**

Kaffee-Ersatzmischung (fixfertig) ½ kg **62½ Rp.**
(400 g - Beutel 50 Rp.)
hergestellt aus Cerealien, Eicheln, Tropenfrüchten, Edelkastanien und feinem Bohnenkaffee.
Gebrauchsanweisung auf den Paketen.

KAFFEE
eine Migros-Spezialität:

- **„Bonarom"**, ein guter Kaffee ¼ kg **45½ Rp.** (550 g - Paket Fr. 1.—)
- **„Campos", indisch-zentralamerik. Mischung** (Brasil-Mischung) ¼ kg **61¾ Rp.** (405 g - Paket Fr. 1.—)
- **„Columban"-Mokka-Mischung** (325 g - Paket Fr. 1.—) ¼ kg **77 Rp.**
- **Exquisito-Mischung** ¼ kg **Fr. 1.—** (250 g - Paket Fr. 1.—)
- **Koffeinfreier Kaffee „Zaun"** ¼ kg **98 Rp.** (255 g - Paket Fr. 1.—)
- **Koffeinfr. Kaffee „Kafino"** ¼ kg **69½ Rp.** (360 g - Paket Fr. 1.—, nur in den Magazinen)
- **Kaffee-Zusatz „Brunette"**, aus reinen Zichorien ¼ kg **21 Rp.** (300 g - Paket 25 Rp.)
- **Kaffee-Zusatz „Zu-Zu"** aus Melasse (gebrannter Zucker) ¼ kg **31¼ Rp.** (400 g - Büchse 50 Rp.)

Schweiz. Bienenhonig, kontr. ½ kg **Fr. 2.—** (375 g - Glas Fr. 1.50, Depot 50 Rp. extra)

Siebenbürger Bienenhonig ½ kg **Fr. 1.51½** (330 g - Glas Fr. 1.—, Depot 50 Rp. extra)

Muskat-Datteln ½ kg **62½ Rp.** (400 g 50 Rp.)

NEU **NEU**

Schok-Waffel-Stängeli ¼ kg **83⅓ Rp.** (295—305 g - Paket Fr. 1.—)

„Jedermanns - Waffeln", die wohlschmeckende Beigabe zu Eis, Tee und Früchten (245—255 g - Paket 50 Rp.) ¼ kg **50 Rp.**

Ferner empfehlen wir unsere ausgezeichneten

Waffelschnitten mit Schokoladeüberzug (72—78 g - Paket 25 Rp.) ¼ kg **83⅓ Rp.**
Etwas für verwöhnte Gaumen, aber auch für die kleinste Börse erschwinglich.

Literarische Beilage.

Vincent van Gogh.

Ein Künstlerschicksal erzählt von Gritta Baerlocher.

Vor einigen Wochen konnte man in Zeitungen eine kurze Notiz lesen, daß am 30. Juli in Nuenen in Brabant ein bescheidenes Denkmal zur Erinnerung an Vincent van Gogh eingeweiht worden war. Die ganzen vorhergehenden Monate waren die Tagesblätter und Kunstzeitschriften voll gewesen von Nachrichten über einen lärmenden Prozeß, der überaus gutgelungene Fälschungen van Gogh'scher Bilder und die daraus erzielten Riesensummen zum Gegenstand hatte. Niemand, der diesem etwas wirren Handel über menschliche Gewinnsucht und Unzulänglichkeit gefolgt ist, konnte sich dem deprimierenden Gefühl entziehen, daß keine größere Diskrepanz möglich sei, als die zwischen der Gesinnung des Angeklagten einerseits und Gesinnung und Lebenshaltung des unschuldigen Urhebers anderseits, nämlich Vincents van Gogh. Von ihm und seinem Leben seien hier einige Worte gesagt.

Er ist 1853 in Zundert in Brabant geboren, wo seine Eltern, Pfarrersleute, seine gütige Menschen, in einfacher und glücklicher Ehe lebten; und er erschoß sich im Juli 1890 in Auvers-sur-Oise, 37 Jahre alt, als er einen der seit 1889 in regelmäßigen Abständen sich wiederholenden Anfälle von Wahnsinn kommen fühlte. Zwischen 1869, dem Jahr, da er als 16jähriger in die Kunsthandlung seines reichen Onkels im Haag eintritt und jenem 29. Juli, an dem er seinem Leben ein Ende machte, weil er es nicht ertrug, aus dem sichern und schöpferischen Schaffen heraus „vor den Kopf geschlagen zu sein wie ein Vieh“, liegt ein Leben von seltener Intensität. Wir sind über Qual und Seligkeit und die schließlich nicht mehr zu bannende uferlose Melancholie dieses Lebens in einzigartiger Weise unterrichtet durch die unzähligen Briefe, die Vincent an seinen vier Jahre jüngeren Bruder Theo schrieb.

Theo war vielleicht ein verhinderter Künstler, der in Paris in der Kunsthandlung von Gouvil & Co. arbeitete und trotz des hartnäckigen Widerstandes seiner Geschäftsherren die Bilder der vielumstrittenen und vielgeschmähten Impressionisten im Entresol des Hauses auf dem Boulevard Montmartre ausstellte. Theo war eine noble und zurückhaltende Natur; er erkannte als einziger frühzeitig das Genie seines Bruders und unterstützte ihn bis zur äußersten möglichen Grenze; nicht nur daß er die ganze finanzielle Existenz Vincents bis zum letzten Tag von seinem eigenen, sicher nicht allzu üppigen Gehalt, sicherstellte, auch moralisch und seelisch gab er über seine Kräfte hinaus, gab selbstlos, aufopfernd, als Liebender. Diese Briefe an Theo sind sein ganzes Leben hindurch der einzige Kontakt mit dem andern, dem du, den Vincent hartnäckig und schmerzlich suchte; ein Kontakt, der nie abriß und nie enttäuschte. Kein Mensch hat glühender die Gemeinschaft mit andern ersehnt als Vincent, keiner hat gründlicher Schiffbruch gelitten in seinen Beziehungen zu den Menschen, seien es die Eltern, die Geliebte, der Lehrer, der Freund, als gerade er. So blieb immer wieder der Bruder und wenn auch diese wundervollen und ausführlichen Berichte kein Ersatz waren für das nie erlebte Sich-Einsfühlen mit einem Freund oder einer Frau, so waren sie doch auch die einzige dauernde Beziehung zu einem andern Menschen, die nicht ein tragisches, bitteres oder hohnvolles Ende fand. Aus ihnen läßt sich das Drama Vincent van Gogh klar und eindeutig ablesen, bis zu jenem unvollendeten Brief an den Bruder, den man auf dem toten Vincent fand und der mit einem melancholischen „mais que veux-tu“ mitten im Satz abbricht. Theo überlebte seinen Bruder kaum ein halbes Jahr; sie liegen nebeneinander in den Feldern von Auvers begraben.

Im Mai 1875 arbeitet Vincent in der Kunsthandlung von Goupil & Co. in Paris. Er ist 22 Jahre alt und seit 6 Jahren im Kunsthandel tätig. Er war schon im Haag und in London. Dort erlebte er seinen ersten Liebesschmerz, eine starke Enttäuschung, die ihn vollkommen umkrempelt und ihn in eine Art von religiöser Ekstase hineintreibt. Er lebt mit einem jungen Engländer zusammen in einem kleinen Zimmer auf Montmartre. Unzählige Bilder sind aufgehängt. Die beiden nähren sich von Brot und Aepfeln. Morgens von 5 Uhr an und abends bis zum Schlafengehen liest Vincent seinem Kameraden die Bibel vor. Die Briefe aus jener Zeit strotzen von religiösen Zitaten, Kirchenliedern und moralischen Plattitüden. Aber man fühlt überzeugend aus dem Wust von Worten und Sentenzen heraus, daß Vincent in großer innerer Not nach einem Sinn des Lebens sucht, heißhungrig und gierig, so wie er bis zu seinem Tode jeder neu auftauchenden Lebensmöglichkeit heißhungrig und gierig nachgeben wird. Daß im Kunsthandel dieser Sinn nicht gefunden werden konnte, fühlt er bald, auch ist seine gar nicht platonische Art, im Geschäft seine Bibelkenntnisse und seine Ueberzeugungen über Gut und Böse von sich zu geben, dem Bilderverkauf nicht zuträglich. Er beginnt mit den Kunden zu diskutieren; für ihn ist Kunst etwas Fernes und Heiliges, die tägliche Berührung mit ihr hat seine Seele geformt, er ist kein gewöhnlicher Kommis. Er versucht an den Menschen zu rütteln, sie aus ihrer bürgerlichen Sattheit zu wecken; stößt er auf Unverständnis, wird er bockig. Er hat einen eckigen Kopf, rote Haare und unruhig flackernde Augen. Er ist nicht geschmeidig und konziliant, nein gar nicht, er ist besessen vom Drang, die Wahrheit zu suchen. Davon findet er nichts im Kunsthandel, diesem „Tulpenhandel“, wie er verächtlich sagt und aus dieser Verachtung macht er keinen Hehl. So bedeutet man ihm, er könne zum 1. April 1876 gehen. Was nun?

Vincent ist ein leidenschaftlicher Mensch, „fähig und dazu bestimmt, mehr oder weniger unsinnige Dinge zu tun“, die er dann bereuen muß. Wohin treibt ihn seine Leidenschaft?

Mit großem Kummer fragt er sich, wozu er tauglich sein könnte: wie könnte er den Menschen helfen, in welcher Form könnte er die Idee des Guten verwirklichen, die unbestimmt und dunkel, aber umso dringlicher von ihm Besitz ergriffen hat? Es scheint für ihn keinen andern Beruf auf der Welt zu geben als Lehrer oder Prediger oder eine Art Laienmissionar. Die Eltern verstehen ihn gut; wenn er glaubt so handeln zu müssen, werden sie alles tun um ihm zu helfen. Nach einer wunderlichen und aufregenden Zeit als Hilfsprediger in einer Methodistengemeinde in der Nähe von London und einer kurzen Zwischenperiode in einer Dordrechter Buchhandlung, wo er seine Pflicht, von der sein Herz nichts weiß, so gut als möglich erfüllt, während sein Inneres mehr und mehr eine mystische Nachfolge Christi sucht, so daß seine Schwester von ihm schreibt: „Er wird stumpfsinnig vor Frömmigkeit“, ermöglicht man ihm mit Hilfe des reichen Onkels das Studium der Theologie. Aber auch das erweist sich nach kurzer Zeit als Mißgriff. Was hat das viele Lernen, was haben die Mauern von Büchern und Abstraktionen mit seinem glühenden Wunsch, den Menschen nahezukommen und ihnen zu helfen, zu tun? Die ganze Theologie hat unbestreitbaren Wert, aber für ihn, für Vincent, ist das nichts. Sein Herz ist voll und läuft über, er will geradewegs zu den Menschen und ihnen von Gott erzählen. Der Vater ist erschreckt über die Maßlosigkeit und Uebertreibung, gerade als ob Vincent mit Gott auf du und du stehe. Aber alles, was der Sohn tut, geschieht mit jenem brennenden Funken in der Seele, gegen den es keinen Widerstand gibt. So wird er Missionar in Belgien, wozu man weder Latein noch Griechisch braucht, auch keine Examen, nur eine drei Monate dauernde Ausbildung in der Brüsseler Missionsschule.

Er geht ins Borinage, das ist der ärmste und schwärzeste Kohlendistrikt, auch heute noch, dort wo auch jetzt gerade wieder in den letzten Monaten hart und bitter gestreikt wurde. Er geht hin, als ob es das gelobte Land sei, demütig und niedrig und voller Jubel. Er betrachtet die Dinge dort andächtig. Nicht nur die alten und blinden Grubengäule, die speckigen Kohlenhaufen, die dreckigen und armseligen Hütten, die rußigen und melancholischen Dornenhecken, nein, vor allem die Menschen. Das alles ist keine platonische Angelegenheit für Vincent; was er tut, dafür setzt er immer sein Leben ein. Er steigt 700 Meter unter Tag und bleibt tagelang in den Kohlenbergwerken, die in schlechtestem Ruf stehen; dort sieht er den ausgemergelten und ermüdeten Männern zu, die er von oben her kennt und deren verblühten Frauen er abends aus der Bibel vorliest. „Die Leute sind hier sehr unentwickelt und unwissend und können meistens nicht lesen, doch sind sie zu gleicher Zeit verständig und rasch zugreifend in ihrer schweren Arbeit und mutig und frei.“ Diese Menschen gefallen ihm, er kommt gut mit ihnen aus; es ist kein falscher Schein an ihnen, wenn sie auch manchmal etwas rauh sind. Sie leben in einem schwarzen Loch, man muß versuchen ihnen etwas von dem Licht zu geben, das mit Gott in die Welt gekommen ist. Vincent tut, was er kann. Er bekommt 50 Franken im Monat, er lebt kümmerlich, wie alle um ihn herum. Er „wohnt diesen unentgeltlichen Kursen der großen Universität des Elends“ bei, wie er an Theo schreibt, er hat Augen zu sehen und Ohren zu hören und er braucht beide und denkt nach. Und was findet er? „Unwillkürlich neige ich immer dazu zu glauben, daß viel zu lieben das beste Mittel ist um Gott zu erkennen“. Und danach handelt er. Er hungert, um von seinem Brot den andern zu geben, er verschenkt seine Kleider, sein Bett, er reibt sich auf in seinem Dienst. Dem Pfarrer, der zur Inspektion kommt, ist soviel Eifer zuviel, es geht nicht an, daß sich ein Diener des Herrn mit den Leuten gemein macht und sich äußerlich derart vernachlässigt; er soll ein Vorbild sein. Vincent wird verwarnt, auch von zu Hause kommen Mahnungen. Er nimmt es ruhig hin, mit etwas Bitterkeit. „Unfreiwillig bin ich in der Familie zu einem Menschen von einigermaßen ungewöhnlicher und verdächtiger Art geworden, zu jemandem irgendwie, der kein Vertrauen genießt.“ Dann kommt ein Grubenunglück und ein Streik. Vincent hält sich an die Lehre Christi und übertreibt weiter. Darauf wird ihm gekündigt. Er darf nicht mehr predigen; damit schließt die Missionarsgeschichte. Die Enttäuschung ist für ihn kaum zu tragen. Er wendet sich ab von dem, was für gutgekleidete Leute die Kirche ist, das erscheint ihm als Schwindel. „Ich finde ihn mausetot, diesen Gott der Pfaffen“. Es mag im allgemeinen nicht erlaubt sein, so über diese Dinge zu denken, wie ihn die Erfahrung darüber denken lehrte. Aber er sieht jetzt alles von einer ganz andern Seite an, die Traurigkeit des Herzens, die er durchgemacht hat, war zu groß, als daß noch irgendein Schein ihn blenden könnte. Eine noch intensivere Periode der Selbstaufopferung folgt. Er bleibt im Borinage, aber er predigt nicht mehr, er redet nicht mehr von der Bibel, er ist stumm geworden, mißtrauisch, verbohrt. Die Fäden mit der Heimat sind gerissen, man verzweifelt an ihm. Er verwahrlost äußerlich, er hungert, er lebt wochenlang nur von Brot, der Winter ist kalt, um ihn ist das schwarze Loch. Auch mit dem besten Willen und der heißesten Liebe scheint er den andern nicht nützen zu können. „Mancher hat ein großes Feuer in seiner Seele und niemand kommt jemals sich daran zu wärmen, und die Vorübergehenden gewahren nur ein klein wenig Rauch oben über dem Schornstein und sie gehen ihres Weges von dannen“. So steht es um ihn.

Auch Theo wird irr an ihm. Aber er kann nicht lange ruhig sein, ohne von ihm zu hören; da sind allzu viele Dinge, über die er nur mit Vincent reden kann, die nur Vincent versteht. Er schreibt ihm, macht ihm sanfte Vorwürfe, gibt Ratschläge, stellt Fragen. Was tut Vincent in diesen dunkelsten Monaten seines Lebens, in denen er für die Seinen verschollen ist?

Er kämpft; er ist wie ein Vogel in der Mauser; kein schöner Anblick für andere, also ist es besser und vernünftiger, sich in „gebührender Entfernung“ zu halten und allein damit fertig zu werden. Er hat z. B. eine Leidenschaft für Bücher, er hat das Bedürfnis sich zu belehren, zu studieren; das ist für ihn genau so notwendig wie Brot zu essen. Er hat die Verzweiflung, ja den Tod ganz nah gesehen; er ist ihnen nicht erlegen, er hat die „tätige Melancholie“ gewählt, die hofft und strebt. Er hat die Bücher gelesen, die ihm erreichbar waren, die Bibel, die französische Revolution von Michelet, Shakespeare, Victor Hugo, Dickens, Beecher Stowe, auch Aeschylus, die Klassiker. All das absorbiert einen und man hat nicht Zeit an sein Aussehen zu denken, ja, es kann sein, daß die Mitmenschen deseinen liederlich finden. Aber verwahrlost man deshalb, tut man deshalb nichts, sinkt man deshalb? Es ist wahr, daß er manchmal seine Brotrinde verdient hat und manchmal hat sie ihm ein Freund gegeben; er hat so gut oder so schlecht gelebt wie er konnte. „Aber heißt das sinken?“ Er muß so fortfahren, sonst ist er verloren, das Ziel wird dann langsam erkennbar werden. So schreibt er an Theo und weiter heißt es: „Eine der Ursachen nun, warum ich seit Jahren ohne Stellung bin, ist ganz einfach die, daß ich andere Ideen habe als die Herren, welche die Stellen den Individuen, die wie sie denken, geben. Das ist nicht eine einfache Toilettenfrage, wie man mir heuchlerischerweise vorgeworfen hat, es ist eine ernstere Frage, ich versichere Dich“. All das schreibt er Theo nicht um sich zu beklagen oder um sich zu entschuldigen, sondern um ihm klar zu machen, daß er „jetzt viel ernsthafter denkt, glaubt und liebt, was er schon früher dachte, glaubte und liebte“. Und daß er nicht schlechter geworden ist, wenn er auch im schwarzen Loch lebt. Und wenn es auch für den Augenblick sehr schlecht um ihn steht und wenn er auch absolut nicht weiß, wie und wodurch es in Zukunft besser werden soll, so wäre es ihm doch sehr lieb, wenn es Theo möglich wäre, in ihm nicht einfach einen Tagedieb und Faulenzer zu sehen. Es gibt den „Nichtstuer wider Willen, der innerlich von einem großen Verlangen zur Tat verzehrt wird, der nichts tut, weil er nicht in der Lage ist etwas zu tun, weil er nicht die Mittel hat, um produktiv zu sein, weil das Mißgeschick der Verhältnisse ihn bis zu diesem Punkt herunterdrückt: solch einer weiß nicht einmal selbst immer, was er tun könnte, aber er fühlt dennoch instinktiv: ich tauge zu etwas, ich habe eine Existenzberechtigung, ich weiß, daß ich ein ganz anderer Mensch sein könnte. . . . . . Und die Menschen sind oft nicht in der Lage etwas zu tun, sind gefangen in irgendeinem Käfig, was der Schrecken aller Schrecken ist. Man könnte nicht immer sagen was es ist, das einen einschließt, mit einer Mauer umgibt und einen zu begraben scheint, aber man fühlt doch irgendwie einen Riegel, ein Gitter, Mauern . . . und dann fragt man sich: mein Gott, ist das für lange, ist es für immer, für alle Ewigkeit? Weißt Du, was das Gefängnis verschwinden läßt? Jede ernste tiefe Neigung, Freund sein, Bruder sein, lieben, das öffnet das Gefängnis mit souveräner Macht, mit übermächtigem Zauber. Wer aber das nicht hat, verharrt im Tod. Dort aber, wo die Sympathie ersteht, ersteht das Leben. Manchmal heißt das Gefängnis auch Vorurteil, Mißverständnis, verhängnisvolle Unwissenheit, Mißtrauen, falsche Scham.“ Dieser Brief ist über jeden Begriff hinaus schön und zeigt in Wirrnis und Qual die unsterbliche Seele des Menschen Vincent. Dieser Brief geht uns alle an. Jeder von uns kennt Stunden, in denen er ihn geschrieben oder empfangen haben könnte. Theo gehen die Augen auf: auch bei den absonderlichsten und irrigsten Handlungen Vincents kommt ihm nicht mehr der Gedanke an einen Vorwurf.

In der Schwärze und Auswegslosigkeit dieser Monate im Borinage entsteht das Neue. Vincent beginnt zu zeichnen. Durch das Wort ist ihm der Weg zur Gemeinschaft verschlossen, er sucht ihn durch die Kunst. Mit einem Schlag verändert sich alles für ihn. Eine rastlose und fieberhafte Arbeit setzt ein und wird anhalten bis zu seinem Tod, zehn Jahre später. Schon früher hat er hin und wieder gezeichnet, sich zum Troste in der Einsamkeit, aber nie denkt er auch nur im Entferntesten daran, daß er Künstler sein könnte. Auch jetzt — er wohnt bei einem Bergmann in einer winzigen Kammer zusammen mit zwei Kindern, die da schlafen — denkt er nicht ans malen. Er kopiert rastlos vom Morgen bis zum Abend die großen Reproduktionen von Millet; vielleicht — nach vielem Lernen — hat er einmal die Chance, Illustrator an einer Zeitschrift zu werden, wer weiß. Vorläufig aber zeichnet er, zeichnet zu jeder Stunde und alles was ihm unter die Augen kommt. Fanatisch, zielsicher, ökonomisch, in dem was er erreichen will, hoffnungsvoll. Im Oktober 1880 zieht er nach Brüssel, er hält die Einsamkeit nicht mehr aus, er braucht Menschen, er möchte gute Sachen sehen, es würde sein Herz auffrischen, und dann kann er noch so viel lernen von denen, die weiter sind als er. Theo gibt ihm 100 Franken im Monat. Vincent lebt davon, nicht verschwenderisch, denn das meiste verbraucht er für Modelle und Leinwand; er nährt sich von Brot, Kartoffeln und Kastanien, die die Leute an den Straßenecken verkaufen und oft ißt er auch gar nicht. So arbeitet er, hart, mit Energie und Geduld.

Im Sommer ist er bei den Eltern in Etten; es ist nicht leicht für ihn: man betrachtet ihn dort mit christlichem Mitleid, das ist schlimm; er fühlt, daß er der dunkle Punkt in der Familie ist; er muß sich sehr zusammennehmen, denn derartiges erträgt er schwer; allzu leicht findet man ihn überheblich. In diesem Sommer liebt er zum zweiten Mal. Es ist eine ältere Cousine aus Amsterdam, eine Witwe mit einem Kind, die in melancholischer Treue an ihrem verstorbenen Manne hängt. Sie ist einsam, er ist einsam, beide leiden sie darunter; warum sollen sie sich nicht zusammentun? Vincent macht keinen Eindruck auf sie, ja, als er ihr seine Liebe gesteht, antwortet sie: „Niemals, nein, nimmermehr.“ Für Vincent ist das kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Er steht lichterloh im Brand. Es gibt nur eins zu tun auf diese Antwort: aimer encore. Alle Einwände, die man dagegen erheben könnte: die fehlende Zuneigung ihrerseits, sein absoluter Mangel an Verdienst und Stellung, sind nichtig. „Wer liebt, lebt, wer lebt, arbeitet, wer arbeitet, der hat Brot“ schreibt er an Theo. Und: „Il faut qu'une femme souffle sur toi pour que tu sois homme“ zitiert er aus Vater Michelet. Und so stürzt er sich in diese Liebe, „sans arrière-pensée, von ganzem Herzen, ganz und gar und für alle Zeiten“. „Lieben, quelle chose!“

(Fortsetzung folgt.)

Carlo Maderno, ein Tessinerarchitekt in Rom.

Zu Ende des 16. und im 17. Jahrhundert sind drei bedeutende vom Luganersee stammende Architekten, Domenico Fontana, Carlo Maderno und Francesco Borromini, nach Süden gewandert und haben durch ihr Bauen das Bild des barocken Rom wesentlich mitbestimmt. Nach der schönen Borromini-Biographie von E. Hempel hat nun auch der zweite von ihnen in dem Buch „Carlo Maderno. Ein Beitrag zur Geschichte der römischen Barockarchitektur von Nina Caflisch“ (Verlag Bruckmann A.-G., München, 1934) eine seine gesamte künstlerische Persönlichkeit würdigende Darstellung gefunden, die für alle Freunde Roms von hohem Interesse ist.

Dem kunstgeschichtlich interessierten Laien war Maderno bisher wohl hauptsächlich bekannt als der Vollender der Peterskirche, als derjenige, welcher dem von Michelangelo geplanten Zentralbau das Langhaus mit der in den Proportionen nicht restlos glücklich gelösten Fassade beifügte, wodurch Michelangelos Kuppel — eines der ganz großen Kunstwerke Roms — für die Frontansicht ihrer vollen Wirkung beraubt wurde. Die deswegen gegen Maderno erhobenen Vorwürfe konnten nur auf Grund umfassender Kenntnisse der sehr komplizierten Baugeschichte von St. Peter und des gesamten künstlerischen Schaffens Madernos und seiner Zeit sachlich erwogen und beurteilt werden. Die Verfasserin, der diese Kenntnisse der Tatsachen in weitestem Maße eigen sind und die sie durch ihr gründliches Wissen um Madernos stilistische Eigenart vertieft, wertet denn auch was er für St. Peter baute im engsten Zusammenhang mit seinem übrigen Schaffen. Sie versteht es, in sorgfältig wägendem Urteil seinen künstlerischen Rang ohne Ueber- oder Unterschätzung zu umschreiben. Und, obwohl man spürt, daß sie von weiten Gesichtspunkten aus wertet und daß sie ihre Maßstäbe an Kunstwerken hoher Art gebildet hat, übt sie doch Zurückhaltung im Gebrauch großer Worte und beschränkt allgemeine Urteile auf das notwendigste Maß. Wir finden solche Stellen gleichsam nur als Höhepunkte, von denen aus nach einem langen und arbeitsreichen Weg Aussicht gehalten wird. Ueberlegte Verteilung von zusammenfassender Uebersicht und Beschäftigung mit dem Detail finden wir schon in der Anlage des ganzen Buches. Charakterisiert die Einleitung kurz und klar die baugeschichtliche Situation in Rom zur Zeit von Madernos Schaffen — es sind die Jahre, in denen die ernsten schweren Bauformen der Gegenreformation freieren weichen und Prunk und Dekorationslust überhandnehmen — so wird in den folgenden Kapiteln seinem Werk bis in alle Einzelheiten nachgegangen, wobei die knappe klare Darstellung die Unsumme von Kleinarbeit, welche ihre Voraussetzung war, nur ahnen läßt. Die Schlußbetrachtung greift die Gedankengänge über Madernos historische Stellung und die Herkunft seines Stiles wieder auf und kann nun an Hand der vorangegangenen Darstellung die oberitalienisch dekorativen und die römisch strengeren Komponenten dieses Stiles plastisch herausarbeiten und seine Bedeutung für die Entwicklung römischen Bauens vor- und rückschauend feststellen. Das persönliche künstlerische Geschick deuten mit sicher richtiger Intuition folgende Sätze: „Daß das Schicksal Maderno auf den hohen Posten des Bauleiters von St. Peter berufen hat, ist eine Tatsache, die vom künstlerischen Gesichtspunkte aus einer gewissen Tragik nicht entbehrt. Denn hätte er die auf St. Peter verwendete Kraft auf andere seiner innerhalb gewisser Grenzen absolut starken Künstlerpersönlichkeit mehr entsprechende Aufgaben übertragen können, so wären zweifellos im Anschluß an S. Susanna weitere restlos erfreuliche Leistungen zustande gekommen — eine geniale Lösung des schwierigen Problems aber, das in St. Peter gestellt war, ging über seine Kraft . . . Dafür aber, daß es ihm in besonderem Maße gelungen ist, den baulichen Ausdruck zu finden für die geistigen Strömungen gerade seiner Zeit, zeugt die hohe Befriedigung seines päpstlichen Bauherrn . . ., zeugen die zahlreichen Aufträge hoher Prälaten und angesehener Glieder des römischen Adels.“

Das Buch ist mit zahlreichen und außerordentlich schönen Bildern ausgestattet. Manches ist hier überhaupt zum erstenmal reproduziert, anderes, wie zum Beispiel das Titelbild mit den schönen Brunnen auf dem Petersplatz — eine restlos geglückte Leistung Madernos, — macht im Kenner Roms manche schöne Erinnerung wieder lebendig.

Elsi Hagnauer.

Ein Frauenschicksal aus der Völkerwanderungszeit.

An die Spitze des untergehenden römischen Reiches stellte das Schicksal die Frau, deren stürmisch bewegtes Leben im folgenden zur Darstellung kommen soll. Als Tochter Theodosius des Großen, der zum letzten Mal vor der endgültigen Teilung das gesamte römische Weltreich beherrschte und später als Regentin für ihren unmündigen Sohn war Galla Placidia allen Stürmen jener unruhvollen Zeit ausgesetzt und alle Wogen der tobenden Elemente schlugen über sie hinweg. Krieg, Plünderung, Thronstreitigkeiten, plötzlich aufsteigende und ebenso schnell wieder verschwindende Usurpatoren, Verrat, Meuchelmord, Dekadenz in der nächsten Familie, höfische Intrige, Neid, Mißtrauen, kurz alle wilden Gewalten einer gärenden Uebergangszeit, haben tief in ihr Leben eingegriffen. Und neben all diesen Erscheinungen, die ja nur die Symptome einer in ihren Grundlagen erschütterten Epoche waren, spiegeln sich in ihrem Schicksal auch die in einer tiefern Schicht die Zeit charakterisierenden Zustände: der unüberbrückbare Gegensatz zwischen dem sich zersetzenden heidnisch antiken römischen Weltreich und der wachsenden und machtvoller werdenden christlichen Kirche, sowie der Uebergang der Vorherrschaft in Europa von den Römern auf die germanischen Stämme in der Völkerwanderung. Das Christentum, obschon längst staatlich anerkannt und gefördert, hatte das öffentliche Leben noch nicht mit seinen Anschauungen wahrhaft zu durchdringen vermocht. Zur Zeit Galla Placidias, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, finden wir sogar nicht nur ein Gegen-, sondern ein ganz merkwürdiges Nebeneinander von christlichem und heidnisch antikem Geist, oft in ein und derselben Person — es sei nur an die hohen Stifter und Gönner von Kirchen erinnert, die daneben die furchtbarsten Grausamkeiten begingen. Dieses Nebeneinander fand seinen eigenartigen Niederschlag auch in der Kunst, besonders deutlich in den aus der Regierungszeit Placidias erhaltenen Baudenkmälern und ihren Mosaiken in Ravenna, die den Prunk und die Virtuosität einer ihrem Ende sich nahenden Kunst mit der Einfachheit und Innerlichkeit eines erst erwachenden und noch unsicher tastenden Kunstgestaltens verbinden.

Und Galla Placidia selber? Wes Geistes Kind war sie? Sicher waren auch in ihr beide, alte und neue Zeit verkörpert; aber ihr Name, der heute noch von den Mosaiken einiger alter Kirchen schimmert, weckt nicht wie die Namen vieler aus ihrer Umgebung die Erinnerung an blutigen Verrat und an die Schwäche entarteter Geschlechter, denn sie trug, wie es in einer Biographie von ihr heißt „in wüster Zeit ein dornenvolles Los mit Anstand“; und an anderer Stelle: „Sie bietet weder Anlaß zu überschwenglichem Lobe, noch fordert sie zu Tadel heraus, der ohne Entschuldigung bliebe“. Leider sind die geschichtlichen Quellen spärlich, so daß wir nicht über solch allgemeines Urteil hinausgehen können, wenn es sich um ihren Charakter und ihre Gesinnung handelt. Wir kennen zu sehr nur den äußern Ablauf ihres Lebens, zu wenig ihr Wesen und die Beweggründe ihres Handelns. Die Betrachtung muß sich daher statt der innern Entwicklung ihrer Per-

fänlichkeit mehr ihren bunten Schickalen als einem ungemein lebendigen Bild jener Zeit des sich auflösenden römischen Imperiums zuwenden.

Geboren wurde Galla Placidia wahrscheinlich um 390. Unsicher wie dieses Datum ist auch der Ort ihrer Geburt, vielleicht kam sie in Konstantinopel, vielleicht in Italien zur Welt, und früh, schon 394 und 395, verlor sie beide Eltern. Nach Theodosius Tode wurde das Reich unter seine Söhne geteilt, Arkadius erhielt das oströmische, Honorius das weströmische Reich. Zum Vormund des letztern hatte Theodosius Stilicho bestimmt und wahrscheinlich verbrachte auch Placidia ihre Jugend unter seiner Obhut. Mit Stilichos Tod, der 408 gestürzt und des vollständig schwachen, indolenten Honorius Befehl erwordet wurde, verlor das weströmische Reich seine letzte starke Stütze und war dem Ansturm der eindringenden germanischen Stämme hilflos preisgegeben. Während der Bruder sich in seiner neuen Residenz Ravenna abseits vom Schauplatz der großen Kämpfe in relativer Sicherheit befand, wurde Galla Placidia bei der Plünderung Roms durch die Westgoten unter Alarich von den Eroberern als Geisel mitgeschleppt. Die schöne Kaisertochter wurde zwar als kostbares Pfand mit allen ihrem Range entsprechenden Ehren behandelt, doch das jahrelange, rastlose Herumziehen mit einem fremden „barbarischen" Heere wird für die Römerin eine zum mindesten sehr ungewohnte rauhe Lebensweise gewesen sein. Es brachte ihr aber auch eine erste und wie es scheint glückliche Ehe. Ataulf, der Nachfolger Alarichs als König der Goten, ein Mann voll hochfliegender Pläne, dem Jordanes edle Schönheit der Gestalt und des Antlitzes nachrühmt, warb um ihre Hand und feierte 414 in Südgallien mit ihr eine glänzende Hochzeit. Nicht lange nachher wurden die Goten weiter westwärts gedrängt, nach Spanien, wo sich das traurige Schicksal der jungen Königin erfüllte. Einen Knaben, den sie das Leben schenkte, verlor sie bald durch den Tod, und der Gemahl wurde aus Rache von einem Knecht ermordet. Der neue König, dessen Schreckensregiment schon nach sieben Tagen durch gewaltsamen Tod endete, ließ auch die Kinder Ataulfs aus einer ersten Ehe ermorden, die Witwe nahm er gefangen und ließ sie peinliche Demütigungen erleiden. Er zwang sie mit andern römischen Frauen auf der staubigen Straße vor seinem Pferd herzugehen. Erst nach der Aussöhnung zwischen den Goten und Honorius wurde Placidia an den Bruder ausgeliefert und kam nach Ravenna. Trotz ihrer entschiedenen Weigerung gegenüber den Werbungen von Konstantius, dem ehrgeizigen Feldherrn des Kaisers, der schon lange nach ihrer Hand strebte, verheiratete sie Honorius mit dem mächtigen Usurpator. Vier Jahre dauerte ihre zweite Ehe, aus der ein Sohn und eine Tochter stammen, dann starb auch der zweite Gatte nach kurzer Krankheit. Durch politische und Palastintrigen verlor Placidia schließlich noch die Sympathie ihres kaiserlichen Bruders, der sie samt ihren Kindern nach Konstantinopel sandte. Aber kaum hatte sie dort am glänzenden Hofe ihres Neffen freundliche Aufnahme gefunden, als eine Nachricht eintraf, die ihrem Leben eine ganz neue entscheidende Wendung gab, die Nachricht vom Tode des kinderlosen Honorius, welche ihrem Sohn den Anspruch auf den Thron des weströmischen Reiches gab. Nachdem mit Hilfe oströmischer Heere ein italienischer Usurpator aus dem Wege geräumt worden, kehrte Galla Placidia mit ihren Kindern nach Ravenna zurück. Auf der Ueberfahrt in einem gefährlichen Seesturm gelobte sie dem Evangelisten Johannes im Falle ihrer glücklichen Errettung den Bau einer Kirche. Die Erfüllung dieses Gelübdes war die erste der zahlreichen Kirchenstiftungen der neuen Kaiserin. In der Apsis waren in leider längst zerstörten Mosaiken jener Seesturm, Gottvater, Christus und hohe Würdenträger dargestellt.

425 trat Galla Placidia für den erst siebenjährigen Valentinian die Regentschaft an und führte sie fünfundzwanzig Jahre, also auch nach der Mündigkeit ihres schwachen, verweichlichten Sohnes, bis zu ihrem Tode weiter. Man wollte später die Unfähigkeit dieses Sohnes einem absichtlichen Erziehungsfehler der Mutter zur Last legen, doch fehlen zeitgenössische Zeugnisse für diesen Vorwurf, und angesichts der starken Degenerationserscheinungen in der übrigen Familie — auch die Entwicklung der Tochter Honoria nahm einen wenig erfreulichen Verlauf — darf Valentinians Versagen im wesentlichen gewiß erblicher Belastung zugeschrieben werden. Den schicksalhaften Niedergang des römischen Reiches vermochte Galla Placidia durch ihre Regentschaft nicht aufzuhalten, aber es zeugt für ihre starke Hand, daß in jener stürmischen Zeit die Jahrzehnte ihrer Regierung Italien wenigstens etwas Ruhe brachten, gleichsam eine letzte Atempause vor dem endgültigen Untergang. Wohl hatte sie eine bedeutende Stütze in ihrem Feldherrn Aëtius, doch spricht die Tatsache, daß während ihren beiden Ehen ihr politischer Einfluß sich deutlich geltend machte auch für ihre eigene Fähigkeit.

Besonders fruchtbar war ihre Herrschaft für die Kunst in Ravenna. Das Mäzenatentum war damals vorwiegend an die staatliche Macht gebunden, und sie kann als die eigentliche Anregerin und Förderin der ersten Blütezeit ravennatischer Kunst gelten. Ihr Palast ist leider ganz verschwunden und auch von ihrer reichen kirchlichen Bautätigkeit ist nur ein kleiner Teil erhalten. Umso kostbarer sind diese Reste, besonders die Mosaiken, als einzige Zeugen jener eigenartigen Mischung von antiker und frühchristlicher Kunst, die später unter dem byzantinischen Einfluß nicht mehr so deutlich hervortritt. Das Mausoleum Galla Placidias ist zudem unter allen Bauten Ravennas der als ganzes am einheitlichsten und ohne spätere Zutaten in seiner ursprünglichen Form erhaltene. Wir wissen zwar nicht, ob sie wirklich in einem der drei darinstehenden großen einfachen Steinsarkophage begraben ist, denn sie starb während eines Besuches in Rom, aber sicher wurde das Grabmal unter ihrer Regierung und auf ihre Anregung begonnen und wahrscheinlich sogar vollendet. Und das wichtigste: der Besucher fühlt sich in dem kleinen geschlossenen Raume vom Geiste der Kaiserin und jenes ersten Jahrhunderts umfangen, von jenem Geist polarer Gegensätze, die sich hier zu harmonischer Synthese im Kunstwerk zusammenfanden.

Als Symbol des herauskommenden christlichen Geistes möchte man es deuten, daß der Außenbau des Grabmals — wie übrigens bei allen Kirchen Ravennas — von größter Einfachheit und daß der reiche strahlende Schmuck nur im Innern des Gebäudes bewahrt ist. Einen kleinen unscheinbaren Backsteinbau auf der Grundform eines lateinischen Kreuzes mit einer Erhöhung über der Vierung — der dem heutigen Besucher noch bescheidener erscheint, weil er einen Meter tiefer in der Erde steht als der ursprüngliche — sieht der aus der geräumigen und komplizierten Kirche von San Vitale Herausstretende vor sich liegen. Schnell durchschreitet er den kurzen Wiesenweg und läßt, eingetreten, die schweren Stoffvorhänge der Eingangstür hinter sich zufallen, um das Tageslicht auszuschalten und die zunächst dunkel farbige Stimmung des Innenraumes ganz auf sich wirken zu lassen. Seine farbige Intensität erhält er von dem Vorherrschen der drei Grundfarben: von dem schönen starken Rot in den Ornamenten und der rötlichen Marmorbekleidung der untern Wände, von dem tiefblauen Grund der Mosaiken, welche die ganzen Gewölbe bedecken und von dem durch die Alabasterfenster eindringenden goldgelben Licht. Die wunderbare Harmonie der Farben die Schönheit der Ornamente, die menschlichen Gestalten sind Zeugen von der reifen Kunst und von der Sinnenfreude der Antike; dieses ganze Können aber dient hier der Vermittlung der christlichen Heilsbotschaft von der Ueberwindung des Todes: von den tiefer liegenden Symbolisches und Ornamentales darstellenden Mosaiken leiten die hoch aufragenden Gestalten der Apostel — der Verkünder des Evangeliums — hinauf zum Himmel der Kuppel von dessen tiefgründigem Blau die in konzentrischen Kreisen geordneten goldenen Sterne funkeln. Das Ganze ein sinnvolles christliches Mausoleum in antikem Gewande, würdig einer Kaiserin, an deren Namen manche fromme Legende sich knüpfte und von der wir wissen, daß sie nicht nur Kirchen erbauen und schmücken ließ, sondern auch lange nächtliche Stunden kniend im Gebet in ihnen verweilte und daß sie im Streit Papst Leos I. gegen Aufrührer tätig für die Kirche sich einsetzte.

Der reiche farbige Innenschmuck der ravennatischen Kirchen steht im Kontrast nicht nur zu ihrem Aeußern, sondern überhaupt zum Bilde der heutigen Stadt und ihrer Umgebung. Durch Kaiser Augustus zur bedeutungsvollen Hafenstadt erhoben erreichte Ravenna seine höchste politische und künstlerische Blüte im fünften und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts (seit 476 allerdings unter gotischer Herrschaft). Es war eine Blüte besonderer Art, die nicht mit dem Aufstieg und Sinken eines ganzen Reiches zusammenging. Zur Residenz erwählte Honorius die Stadt wegen ihrer unzugänglichen Lage inmitten von weiten Sümpfen und vielverzweigten Wasserläufen. Aber schon früh machte die Versumpfung Fortschritte, und längst liegt die einstige Hafenstadt mehrere Kilometer vom Meer entfernt, eine öde ausgestorbene Stadt, wie ohne Daseinsberechtigung in der Gegenwart. Die Zeugen der großen Vergangenheit treten zu wenig in Erscheinung, um ihr ein historisch reizvolles Gepräge geben zu können. Diese Vergangenheit erschließt sich nur dem Suchenden, der sich um sie bemüht. Unter denjenigen, welche ihre künstlerische Größe ermöglichten, gehört der Name Galla Placidias in die erste Reihe. Mag sie auch nicht unmittelbar schöpferische Anregungen gegeben haben, so gebührt ihr doch das große Verdienst, in einer wilden chaotischen Umgebung gleichsam eine Oase der Ruhe geschaffen zu haben, die notwendige Voraussetzung für das Schaffen künstlerischer Kräfte. Was diese hervorbrachten, trägt deutlich das Zeichen der Uebergangszeit wie das bewegte Schicksal der Kaiserin selbst, welche zum letzten Mal für eine längere Zeitspanne die Herrschaft über das dem Niedergang geweihte römische Reich aufrecht erhalten konnte.

Elsi Sagnauer

Schicksal und Abenteuer einer Schweizerin.

(Regula Engel 1764—1856.)

Von Clara Prieß.

Schade, daß es der Frau Oberst Engel nicht gegeben war, die Feder ebenso geschickt wie Degen und Pistole zu gebrauchen. Ihre Selbstbiographie hätte sonst eins der interessantesten menschlichen Dokumente werden können. Ihr Lebensweg führte sie mit allen Großen der napoleonischen Zeit zusammen und auf die Schlachtfelder von Aegypten, Syrien, Italien, Ostpreußen, Spanien und Belgien. Und dabei beschenkte sie ihren Gatten so ziemlich Jahr für Jahr mit „Pfändern seiner Liebe", dreimal mit Zwillingen, — im Ganzen mit 21 Kindern, 15 Söhnen und 6 Töchtern.

Das konnte sich freilich nur eine Frau leisten, die keine allzu große Gefühlsbegabung hatte, aber mit einer sehr starken Vitalität und unbändiger Abenteuerlust begabt war.

Als dreizehnjähriges Mädel lief sie 1777 ihrem Vater, dem Adjutanten Esli in Zürich fort, um einer Strafe der Stiefmutter zu entgehen und die eigene von dem Vater geschiedene Mutter in Malans aufzusuchen. Mit 17 Jahren heiratete sie den stattlichen Seregenten Florian Engel, der dem in französischen Diensten stehenden Regiment Dießbach angehörte. Zunächst ging sie mit ihm in seine Garnison Straßburg, wo ihr in den beiden folgenden Jahren zwei Söhne geboren wurden. Zwei weitere Knaben erblickten das Licht der Welt in Korsika, wohin das Regiment versetzt worden war. 1783 folgte Frau Regula dem Gatten nach Flandern, wo sich die Familie um 6 weitere Kinder vermehrte, von denen mehrere früh starben. Doch war Frau Regula noch im Besitz von 7 Söhnen und in baldiger Erwartung neuen Zuwachses, als sie sich 1790 Robespierre zu Füßen warf und für ihren Gatten um Entlassung aus dem Gefängnis bat. Nach Auflösung der königlichen Regimenter war der Leutnant Engel mit seiner Familie nach Paris gereist, um Dienst im Heere der Republik zu suchen und seine rote bourbonische Uniform hatte die Jakobiner gereizt. Regulas Fürbitte und der Anblick seiner zahlreichen Nachkommenschaft veranlaßte Robespierre, den Leutnant Engel in Freiheit zu setzen und ihn als Hauptmann im 4. Regiment Leichte Infanterie einzustellen.

Treu und zäh hielt seine Gattin zu ihm. Es scheint, daß sie ihm an Temperament und Begabung überlegen war, und er sich ihr in allem fügte. „So sollte es eben in allen Ehen sein" schreibt sie, „der Mann sollte nie widersprechen, so wäre Segen in der Haushaltung und Frieden im Lande". Der große Kindersegen wurde nicht schwer genommen. Die Jüngsten waren gewöhnlich bei den Eltern. Die Aelteren brachte man bei guten Freunden und Bekannten, die sich in jeder Garnison fanden, unter, — man ließ sie „en dépôt" wie Regula sich in ihrer Lebensbeschreibung ausdrückt. Die Buben wurden möglichst früh als Kanonenfutter in die napoleonische Armee gesteckt, und die Töchter, soweit sie am Leben blieben, heirateten jung französische Offiziere.

Der Stern, der über Regulas Leben leuchtete, war Napoleon Bonaparte. Bei ihm ist Avancement, Ruhm und Beute zu finden. Gelegentlich der Einschiffung der ägyptischen Armee, der Hauptmann Engel zugeteilt war, wurde seine Frau Napoleon in Toul vorgestellt. Sie hatte sich mit 13 andern Offiziersfrauen, die ihre Gatten begleiten wollten, gemeldet.

In Kairo wurde Regula stolze Mutter von gesunden Zwillingsknaben. Sie wird die Kinder wohl „en dépôt" gelassen haben, als sie dann den syrischen Feldzug und die Eroberung von Jaffa mitmachte. Da es an Offizieren zum Wachtdienst fehlte, zog sie Frau Hauptmann Leutnantsuniform an und löste die übermüdeten Offiziere ab, wo es not tat. Zwischendurch sah sie sich die heiligen Stätten von Bethlehem und Golgatha an. Der Rückzug war besonders schwierig und gefahrvoll. Doch gelang es dem Ehepaar mit den kleinen Söhnen und den Resten der Armee auf französischem Boden zu landen.

Frau Regula blieb zunächst in Nizza, um eine bevorstehende Entbindung abzuwarten, während ihr Mann den zweiten italienischen Feldzug mitmachte. Der siegreiche Tag von Marengo, 14. Juni 1800, brachte der Familie Engel schwere Verluste. Die beiden ältesten Söhne fielen. Die jetzt 17jährige älteste Tochter verlor den Gatten und starb bei der Nachricht von seinem Tode am Herzschlag. „Und so kostete uns der Tag von Marengo vier liebe Kinder", berichtet Frau Regula.

Sie suchte das Schlachtfeld auf, um ihre Söhne zu beweinen und ihren Gatten zu treffen. Dann lag sie in Mantua schwer krank nach einer Frühgeburt und fand ihren Mann erst in Paris wieder.

Hier leuchtete dem Ehepaar die Sonne von Napoleons Huld. Die in Aegypten nur provisorisch getauften Zwillinge wurden feierlich in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Der erste Konsul und sein Bruder Joseph übernahmen die Patenschaft. Die Kinder wurden von Napoleons Gattin Josephine treulich versorgt und gut untergebracht.

Als 1803 die Feindseligkeiten mit England ausbrachen, wurde Engel zum Kommandanten des 4. Linienregiments ernannt. Im Lager von Boulogne schenkte ihm seine Gattin eine Tochter.

Die nächsten Jahre brachten reiches Erleben. Regula nahm aktiven Anteil an dem Feldzug gegen Oesterreich und erhielt in der Schlacht bei Austerlitz einen Säbelhieb über den Kopf, den sie selbst kurierte. In Böhmen gab sie dann einem gesunden Knaben das Leben. Während ihr Gatte helfen mußte, die Bourbonen aus Italien zu vertreiben und Napoleons Bruder Joseph zum König von Neapel zu machen, fand Regula Zeit, Rom kennen zu lernen. Darauf folgte der Feldzug gegen Preußen. Die Frau Oberst Engel zog mit in Berlin ein und folgte ihrem Gatten bis Memel. Dann ging sie, immer Offiziersuniform tragend, mit dem Regiment nach Spanien, wo der grausame Kleinkrieg viele Opfer forderte. Ihr junger Sohn Konrad wurde dort auf bestialische Weise getötet.

1809 wird der siegreiche Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht. Bei Regensburg gerät das Ehepaar Engel in österreichische Gefangenschaft und wird auf die Festung Semlin gebracht. Das Stillleben dort wird angenehm unterbrochen durch die Geburt eines Knaben.

Dem Sieg der Franzosen folgt die Entlassung aus der Gefangenschaft und die Ernennung Engels zum wirklichen Oberst des 4. Infanterie-Regiments. Die Frau Oberst hat die Auszeichnung und Freude, auf Aufforderung Napoleons hin im Gefolge des Marschalls Berthier die Erzherzogin Marie Luise, die zukünftige Kaiserin der Franzosen, in Wien abzuholen.

Einem Triumphzug glich die Reise über den Rhein nach Paris und das Wohlwollen des Kaiserpaares leuchtete in den nächsten Jahren über Regulas Leben. Als sie in Paris in ihrem 50. Lebensjahre ihr 21. Kind, eine Tochter, gebar, nahmen Kaiser und Kaiserin die Gevatterschaft an, und der Tauftag der kleinen Marie Luise wurde der glänzendste und stolzeste Tag im Leben der Frau Oberst Engel.

Die Ruhe sollte nicht lange dauern. Zur Zeit der Völkerschlacht war Regula mit dem jüngsten Kinde in Leipzig. Ihr Schwiegersohn, General Perrier, blieb tot auf dem Schlachtfeld und hinterließ eine 19 Jahre alte Witwe mit drei kleinen Kindern.

Regula wurde mit dem Strom der Flüchtlinge über den Rhein zurückgerissen. In Straßburg starb die kleine Marie Luise an den Strapazen der Reise.

Eine kurze Ruhezeit kam dann auf der Insel Elba. Der Oberst Engel und seine Frau waren unter den Getreuen, die Napoleon nach seiner Abdankung dorthin begleiteten. Sie lebten hier in Ansehen. und Bequemlichkeit an dem kleinen Hof, — bis Napoleons Flucht sie mitführte nach Cannes, Grenoble, Lyon, Paris. Ihr 17jähriger Sohn Jakob fiel in Toulouse, gegen die Bourbonen kämpfend.

Das Kaiserreich der 100 Tage endete bei Waterloo. Auch Regula Engels Glück fand hier ein jähes Ende. Sie selbst kämpfte in Offiziersuniform an der Seite ihres Gatten, in demselben Regiment auch zwei ihrer Söhne. Zuerst fiel der ältere Sohn, dann der Oberst Engel, dann brach der Jüngste, Zehnjährige mit zerschmettertem Schädel neben der Mutter zusammen. Sie selbst wurde durch eine Kugel am Halse und einen Lanzenstich in der Seite schwer verwundet und so im Hospital in Brüssel eingeliefert, wo die Aerzte mit Verwunderung entdeckten, daß in der Offiziersuniform eine Frau steckte.

Später lag Regula in Paris und die drei siegreichen Monarchen von Preußen, Rußland und Oesterreich beehrten sie bei einer Besichtigung des Hospitals mit einem Besuch. Es gelang ihr aber nicht, die ausstehenden Soldforderungen ihres Gatten, die sich auf 136,000 Franken beliefen, bei den Bourbonen durchzusetzen. Nur der Zar gab ihr ein Geldgeschenk.

Ihre Lage war jetzt wahrhaft trostlos. Von den 21 Kindern, die sie geboren hatte, lebten nur noch wenige. Die ägyptischen Zwillinge waren Napoleon nach St. Helena gefolgt. Der Sohn Joseph war im Gefolge des Exkönigs Joseph nach Amerika ausgewandert. Eine Tochter lebte am Hofe der Exkönigin von Neapel eine andere, deren Gatte in bourbonischer Gefangenschaft war, in Lyon. Zu ihr reiste Regula jetzt und mußte erleben, daß die junge Frau im ersten Kindbett starb.

Die Fülle der Schicksalsschläge scheint auch eine so starke Natur in Bitterkeit und Verwirrung gebracht zu haben. Regula reist ziellos umher, gerät in Verdacht, Spionin zu sein und sitzt längere Zeit in Nimes im Gefängnis. Dann findet sie aber doch wieder Kraft und Mut zum Entschluß auszuwandern und ihren Sohn Joseph in Amerika aufzusuchen. Schweizer Landsleute helfen ihr, das Reisegeld aufzubringen. Am 13. September 1816 segelt sie von Le Havre ab, und ist, bei widrigen Winden 76 Tage unterwegs, von Seekrankheit geplagt.

Bei dem Exkönig Joseph suchte sie ihren Sohn vergebens, — er war nach New Orleans ausgewandert. So ging die Reise weiter in der Postkutsche und im Schiff auf dem Mississippi, bis Frau Engel krank und zerschlagen ankam, — um ihren Sohn totkrank am gelben Fieber wiederzusehen und ihn nach 3 Tagen durch den Tod zu verlieren.

In New York sorgte Exkönig Joseph für ihren Unterhalt. Ein Zeichen ihrer starken Vitalität ist's, daß sie noch Gelüste bekam, sich in Amerika zu verheiraten und hier ein neues, bequemeres Leben anzufangen.

Aber Vernunft und Alter siegten über solche jugendliche Gedanken.

Statt dessen verfolgt sie den Plan, sich Erlaubnis zu verschaffen, nach St. Helena zu ihren ägyptischen Zwillingen zu fahren. Aber die Erlaubnis wird ihr in London verweigert. In trostloser Verlassenheit fährt sie nach Belgien auf das Schlachtfeld von Waterloo, wo sie die Gräber von Mann und Söhnen aufsucht. Sie liegt dort im Regen eine kalte Nacht, bricht sich auf der Weiterwanderung den Fuß und hat in Brüssel ein schweres Krankenlager auszuhalten. „Und dabei fehlte mir gänzlich die Geduld, ebenso wie meinem Gevatter Bonaparte, der auch kein großer Professor in dieser Kunst war." —

Kaum genesen, findet sie Mut zu neuen Plänen und Menschen, die ihr helfen, besonders in den Freimaurerlogen. Sie beschließt, ihre einzige noch lebende Tochter in Italien aufzusuchen, reist im Winter über die Alpen und an den Hof Marie Luisens in Parma, erfährt aber hier, daß die Tochter der Madame Murat nach Prag gefolgt sei.

In der heimatlichen Schweiz schreibt sie dann ihre Lebenserinnerungen, reist auch immer wieder nach Paris und versucht vergebens von der französischen Regierung Unterstützung zu bekommen. Sie forscht auch weiter nach ihren ägyptischen Zwillingen und erfährt daß diese nach Napoleons Tode 1821 St. Helena verlassen haben und daß man nicht weiß, ob sie nach Amerika ausgewandert sind oder in griechischen Freiheitskriegen kämpfen. Es scheint, daß Regula keins ihrer Kinder wiedergesehen hat und alle vor ihr gestorben sind.

Ein armseliges Wanderleben beginnt für die alternde Frau. Auch in der Schweiz schiebt man sie ab von einer Gemeinde in die andere. Sie schreibt noch einen zweiten Band ihrer Lebenserinnerungen. Aber dem Buch fehlt der große Hintergrund der napoleonischen Zeit. Sie erzählt matt von dem traurigen Wanderleben.

Alle Flammen brennen einmal nieder. Auch der Ausklang dieses Lebens ist Entsagung und Ergebung. 1844 wurde die Greisin als Hauskind des alten Spitals in Zürich aufgenommen. Im Alter von 92 Jahren starb sie am 25. Juni 1856. Hinter ihrem Namen steht im Totenbuch des Spitals der Vermerk „heimatlos". Auf dem Spitalfriedhof bei der Predigerkirche fand sie ihre letzte Rast.

Zofja Nałkowska.

Das erste weibliche Mitglied der polnischen Schriftstellerakademie.

Von Gisela Urban.

Fünfzehn Fauteuils wurden in der neugegründeten Schriftsteller-Akademie Polens zurecht gestellt. Fünfzehn Unsterbliche haben darauf Platz genommen. Sieben vom Unterrichtsminister erkorene Schriftsteller bildeten den Aeropag, dem die Wahl der ergänzenden acht Mitglieder vorbehalten blieb. Muß es angesichts der ablehnenden Haltung der Akademiker anderer Länder, vornehmlich Frankreichs, die bisher die Aufnahme von Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes in ihren auserlesenen Kreis verhindert haben, nicht überraschen, daß eine Polin sich der Gunst des Schicksals erfreuen darf, in der vor ihrer Nation ins Leben gerufenen Akademie als Exponentin der Weiblichkeit zu wirken?

Im Scheinwerferlicht dieser Ehrung lenkt Zofja Nałkowska das Interesse der literarischen Welt auch außerhalb ihres Landes auf sich. In ihrer Heimat wird sie längst bewundert und verehrt. Mit ungefähr zwanzig Bänden, Romanen, Novellen und Dramen ist sie zum Stolz ihres Volkes aufgestiegen. Nun wird ihr Ruhm von einer den Frauen bisher nur vereinzelt zuteil gewordenen Weihe überstrahlt. Zofja Nałkowskas Dichtungen sind Emanationen einer schönheitsliebenden, aber auch die Menschen in Liebe und Verstehen umfassenden Seele, einer starken und aufrechten Gesinnung, einer freien und selbstsicheren Persönlichkeit. Unverkennbar ist jedoch ein Wandel in ihrem reichen Schaffen. Zunächst versenkte sich die Dichterin in Herzensprobleme, sie lauschte inneren Stimmen, um sich, von ihnen geleitet, ein von Schönheit und Liebe verklärtes, selbstherrlich beurteiltes Weltbild zu machen. Mit feinster psychologischer Einfühlung erforschte sie, von ihrem Schauen nach innen inspiriert, Unmögliches und Unmeßbares im Seelenleben ihrer Heldinnen, intelligenter und kultivierter Frauen, deren Ansichten über die Liebe, die Kunst, die menschlichen Charaktere und philosophische Fragen, mit gleichgerichteten Männern ausgetauscht, entzückten und zum Nachdenken, zum Diskutieren anreizten, deren Leben sich aber ein wenig wirklichkeitsfern abspielte. Eine ganze Reihe Bücher steht im Zeichen der Seelenforschung und Deutung, der Anschauung, daß der Mensch, wie Zofja Nałkowska in einem dieser Bücher sagt, „sich selbst als das einzige Instrument der Erkenntnis und Entzückung lieben muß. Denn der Mensch ist sich selbst das einzige Fenster nach der Unendlichkeit hin".

Dann kam der Krieg, der Dichterin einen unauslöschlichen Eindruck in fremdes Leid vermittelnd. Nun wird sie vom Schmerz und vom Mitleid erfaßt. Vom Schmerz über den Wahnsinn eines Völkerhasses, der den Weltenbrand entzündet hat und auch weiterhin als böseser Dämon die Beziehungen der Völker vergiftet. Vom Mitleid mit der duldenden, gequälten menschlichen Kreatur. Erkenntnisreich stellt die Dichterin in einer Autobiographie fest: „Und seitdem sind meine Bücher anders — — fast, als ob eine andere sie geschrieben hätte". Erschütternd sind die Anklagen der schrecklichsten menschlichen Verirrung, die sie in einigen Büchern erhebt. Im das Leben der polnischen Gesellschaft nach dem Kriege schildernden „Roman der Therese Hennert" und in „Die ungute Liebe" beleuchtet sie die Gewalt der durch die Kriegs- und Nachkriegsdrangsalierungen erweckten Instinkte und frei gewordenen Leidenschaften, aber auch weltbewegende Probleme des sozialen und politischen Lebens. „Die Parias der Welt" das sind Menschen, die Böses begehen, weil ihr Schicksal sie dazu bestimmt hat, in Gefängnissen zu schmachten. Großen Erfolg hatte die Aufführung ihres Dramas „Der Tag, da er wiederkam", ein zweites Drama „Das Haus der alleinstehenden Frauen" enthüllt die Tragik eines durch die Untreue des Gatten zerstörten Frauendaseins. Wo ist die Freude an einem etwas präziösen, aber immer charmanten und eigenwilligen Stil geblieben? Sie ist der Ehrfurcht vor den großen Linien der Einfachheit gewichen.

Die Dichterin wurde als Tochter von Wacław Nałkowski, dem Verfasser der „Vernünftigen Geographie" geboren, einem Werke, das zur Erneuerung der geographischen Wissenschaft in Polen den Anstoß gegeben hat. Auch die Mutter Zofias hat sich als Geographin einen Namen gemacht. Mit ihrem Gatten studierend und an seinen Arbeiten Anteil nehmend, ist sie so selbstschöpferisch geworden, daß sie geographische Lehrbücher und Monographien, Polen behandelnd, veröffentlichen konnte. Noch heute ist sie der geliebten Wissenschaft hingegeben. Von verständnisvollen Eltern behütet, eine Großmutter als Beispiel vor sich, die dem Leben mit ernster Würde, ohne jede Illusion, ins Antlitz sah, wuchs Zofja zu einem mit Büchern und der Natur vertrauten Mädchen auf, in dem sich frühzeitig die Lust zum Fabulieren regte. 1906 debütierte sie mit ihrem Erstlingswerk „Frauen". Seither schafft sie, die in zweiter Ehe mit einem Offizier verheiratet ist, emsig an ihrem Lebenswerke, das ihr nach ihren eigenen Worten „eine bittere, schwere, liese Freude ist und ein ganz unbezweifelbares Gut" und das ihr nun dazu verholfen hat, als erste Frau in der polnischen Schriftsteller-Akademie Sitz und Stimme zu besitzen.